

# ART&THOUGHT



## KULTUR UND KLIMA

GOETHE-INSTITUT

## EDITORIAL

Klimawandel und Umweltverschmutzung zählen zu den drängendsten Problemen der Gegenwart, und zwar überall auf der Welt. Den daraus resultierenden Gefahren entgegenzutreten, ist jedoch schwierig und erfordert eine Entschlossenheit, die die Menschheit – noch – vermissen lässt. Die Gründe dafür sind vielfältig und sie sind nicht nur materieller, sondern auch kultureller Natur.

Diese Ausgabe von *Fikrun wa Fann/Art&Thought* widmet sich der Frage, wie groß der Einfluss von Menschheit und Kultur auf Umwelt und Klima ist. Dabei wird deutlich, dass wir eine neue Form des Dschihads brauchen – einen Öko-Dschihad.

# AUFRUF ZUM ÖKO-DSCHIHAD

## DIE ISLAMISCHE UMWELTBEWEGUNG

Seit Ende der sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelte sich eine Auseinandersetzung muslimischer Intellektueller mit einer islamischen Umwelt-Theologie. Verschiedene Koranverse werden ökologisch interpretiert und es wird aufgezeigt, dass auch in der Sunna des Propheten Muhammads Hinweise auf die Notwendigkeit einer umweltbewussten Lebensweise zu finden sind.

Von Monika Zbidi



Rohöl in einem Sammelbecken im Bundesstaat Bayelsa, Nigeria, 2011. Aus der Ausstellung *Letzte Ölung Nigerdelta* am Staatlichen Museum für Völkerkunde, München, 16.11.2012–15.09.2013. Foto: Timipre Willis-Amah © Goethe-Institut

Der Klimawandel und die globalen Umweltprobleme bringen die Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Position in der Umwelt mit sich und erfordern Lösungsansätze zur Erhaltung der Erde, nicht zuletzt, um den eigenen Lebensraum zu schützen und zu erhalten. So begannen auch die verschiedenen Religionsgemeinschaften sich mit der Frage auseinanderzusetzen, was die eigene Religion zum Thema Umweltschutz zu sagen hat. Im Jahr 1967 präsentierte der Historiker Lynn White Junior eine kontroverse These bezüglich des Ursprungs der ökologischen Krise. Er behauptete, dass die Wurzeln in den monotheistischen Religionen lägen. Religiöse Reaktionen auf diesen Vorwurf eröffneten den neuen Diskurs einer „Öko-Theologie“. Zwar ging White in seinen Schriften vorrangig auf das Christentum und Judentum ein, jedoch begann mit der Konfrontation eines solchen Vorwurfs und der Wahrnehmung der ökologischen Krise auch bei den Muslimen die Auseinandersetzung mit dem Thema Ökologie.

Die Strömung einer islamischen Öko-Theologie, die sich aus islamisch-ökologischer Philosophie, Scharia-basiertem Umweltrecht und islamisch-ökologischem Aktivismus zusam-

menst, ging von muslimischen Akademikern und Gelehrten aus, die oftmals in einem mehrheitlich muslimischen Land aufwuchsen und später in westlichen Ländern lebten bzw. leben. Mit der neuen Konfrontation der Umwelt-Problematik fand eine Auseinandersetzung mit der Position der eigenen Religion im Diskurs statt. Seitdem verbreitete sich die ökologische Dimension des Islams und fand Anwendung in Organisationen und Initiativen von Muslimen weltweit.

### Öko-Islam online und offline

„Green Khutba Campaign“, „Green Guide to Hajj“, „Muslim Green Guide to Reducing Climate Change“, „Greening Ramadan“, „Clean Medina Campaign“ – den Namen dieser Initiativen, Projekte und Kampagnen ist auf den ersten Blick anzusehen, dass die Verbindung von Islam und Natur im Zentrum steht. Die Labels eines „grünen“ Islams bzw. eines „Öko-Islams“, in erster Linie im Englischen als „Eco-Islam“ verwendet, haben sich in den letzten Jahren zur Bezeichnung dieser zeitgenössischen Strömung durchgesetzt. Dies soll jedoch nicht heißen, dass ihre Anhänger von einem gewissermaßen

„eigenen“ Islam sprechen, vielmehr soll der Begriff auf die Wertschätzung der Umwelt und Schöpfung Gottes hinweisen und will eine nachhaltige Lebensweise als eine dem Islam inhärente Notwendigkeit verorten. Ein Ziel ist, auch andere Muslime auf das Potential des Islams aufmerksam zu machen.

Für die Promotion dieser Ansichten bieten sich insbesondere wichtige islamische Ereignisse und Stationen des Kalenders an, so zum Beispiel der Fastenmonat Ramadan, der als Monat der Rückbesinnung und Selbstreflexion gilt. Da man im Ramadan zwischen Sonnenauf- und -untergang weder Speis noch Trank zu sich nimmt, werden von vielen Familien nachts zur Essenszeit große Festmahle vorbereitet, was dazu führt, dass viele Lebensmittel weggeworfen werden müssen. Verschiedene Blogs, die sich einzig dem Thema Islam und Ökologie widmen, wie z. B. [www.thecomuslim.com](http://www.thecomuslim.com) oder [www.khaleafa.com](http://www.khaleafa.com) riefen in den letzten Jahren während und vor dem Monat Ramadan in verschiedenen Artikeln zu einem „grünen Ramadan“ und einer nachhaltigen und ökologischen Verhaltensweise auf. Dies beinhaltet im westlichen Kontext zum Beispiel die Verwendung von Fairtrade-Produkten, den eigenen Anbau von Obst und Gemüse oder, falls dies nicht möglich ist, den Kauf von lokalen Produkten und den sparsamen Umgang mit Wasser bei der rituellen Gebetswaschung.

Auch die Hajj, die Pilgerfahrt nach Mekka, sowie das große und das kleine Fest des Islams, das Opferfest am Ende der Pilgerfahrt nach Mekka und das Fest des Fastenbrechens, bieten Anlass für islamisch-ökologische Organisationen oder Blogs, um an das religiöse und auf diesem Wege auch an das ökologische Gewissen zu appellieren. Die „Green Khutba Campaign“ wurde von Muaz Nasir zum Anlass des internationalen „Earth Day“ 2012 ins Leben gerufen. Für die Kampagne, die bei über 75 Imamen bzw. Organisationen in Nordamerika Unterstützung fand, wurde eine Muster-Freitagspredigt zum Thema Umwelt entworfen. Ziel war es, Moscheen und islamische Institutionen zu ermutigen, die Freitagspredigt am „Earth Day“ dem steigenden Bewusstsein der Herausforderungen der Umwelt für die Menschen zu widmen. Muaz Nasir ist ein muslimischer Umweltaktivist aus Kanada, lebt in Toronto und engagiert sich im Umweltsektor. Das Prinzip der Statthalterschaft „Khaleafa“, die dem Menschen von Gott übertragen wurde, stellt die Inspiration für den Weblog [www.khaleafa.com](http://www.khaleafa.com) von Muaz Nasir dar. In seinem Blog verknüpft er die kanadische mit der muslimischen Identität, die nach seiner Meinung beide eine enge Verbindung zur Natur aufweisen. So nutzt er wichtige Umweltereignisse für die Reflexion einer islamischen Sichtweise, wie zum genannten „Earth Day“ oder zur „International Pollinator Week“, die er zum Anlass nimmt, über die Rolle der Biene im Islam zu schreiben. Auch die kanadische „Waste Reduction Week“ nutzt er dazu, aufzuklären, warum Abfallvermeidung auch im Islam verankert ist.

Der „Green Guide to Hajj“, der von der britischen *Alliance of Religions and Conservation (ARC)* bei Global One 2015 und

*EcoMuslim* in Auftrag gegeben und 2011 veröffentlicht wurde, soll das ökologische Verhalten der Muslime insbesondere während der Hajj verändern. Die Pilger befinden sich in einem Weihezustand, der ihnen die Jagd, das Töten von Tieren und das Fällen bzw. Zerstören von Bäumen und Pflanzen verbietet. Da die Pilgerfahrt nach Mekka die fünfte Säule des Islams darstellt und die jährlich rund 2,5 Millionen Pilger meist mit guten Vorsätzen, sich noch besser an die religiösen Vorschriften zu halten, zurück in die Heimat reisen, bietet sich dieses Ereignis an, die Herzen der Pilger zu erreichen und zu einer nachhaltig ökologischeren Lebensweise zu bewegen. Der Guide enthält ein Vorwort des ägyptischen Großmuftis Ali Gomaa und beinhaltet viele Anregungen und Tipps, wie beispielsweise während der Hajj nur umweltfreundliche Produkte und Services in Anspruch zu nehmen, den Müll und Konsum während der Pilgerfahrt zu reduzieren und auch nach der Pilgerfahrt weiterhin nachhaltig zu leben. Die Pilger sollten bei der Reise auf ein Flugzeug verzichten und, wenn dem Pilger dies nicht möglich ist, für ein Umweltprojekt spenden, um die verbrauchten Karbon-Meilen wiedergutzumachen. Der „Green Guide to Hajj“ ruft des Weiteren dazu auf, auf Plastikflaschen zu verzichten, beim Verkehr auf öffentliche Verkehrsmittel wie die Mekka Metro zurückzugreifen und die Pilgerfahrt nur ein Mal im Leben durchzuführen, so wie es die islamische Pflicht auch vorschreibt.

### Muslim Green Guide

Eine weitere Broschüre, die bereits 2008 von den *Life Makers UK* (gegründet von Amr Khaled) und der *Islamic Foundation for Ecology and Environmental Sciences (IFEES)* mit Sitz in Birmingham herausgegeben wurde, ist der „Muslim Green Guide to Reducing Climate Change“. Hierbei handelt es sich um eine praktische Anleitung, wie einzelne Muslime gegen den Klimawandel vorgehen können. Alltagstipps zu Themen, wie beispielsweise Energiesparen beim Kochen oder Wäsche waschen, Recycling und das Verwenden von öffentlichen Verkehrsmitteln oder Fahrrädern, wurden mit Koranzitaten versehen. Auf diese Weise wird aufgezeigt, warum Muslime aktiv werden sollten, und dass es in ihrem Glauben verankert ist, die Umwelt zu schützen. Eine weitere Kampagne der *IFEES* war die „Clean Medina Campaign“, die ebenfalls im Jahr 2008 in Birmingham durchgeführt wurde. Der Slogan lautete: „It’s a campaign! It’s a film! It’s Jihad!“ Muslime hielten auf einem Video fest, wie sie gemeinsam die Straße kehrten und reinigten, und versuchten so, auch andere Muslime zu ähnlichen Aktionen in ihrer Stadt zu motivieren.

*IFEES* gilt als Mutter der islamisch-ökologischen Organisationen, führt verschiedene lokale und auch internationale Projekte durch und wurde von Fazlun Khalid in den achtziger Jahren gegründet. Dieser ist in Sri Lanka geboren und aufgewachsen und lebt seit 1953 in England. Er gilt als einer der Mitbegründer des Öko-Islams und zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass er sowohl muslimischer Öko-Theologe als auch Umweltaktivist ist.

Mittlerweile gibt es eine Vielzahl von internationalen Aktivitäten, die den hier beschriebenen ähneln. Das Medium Internet zur Verbreitung von Ideen und Lösungsansätzen und zur Vernetzung von muslimischen Aktivisten wird in den letzten Jahren immer mehr genutzt. Neben Informationswebseiten gibt es Weblogs, aber auch zahlreiche Facebook-Seiten und -Gruppen, die von Personen aus den verschiedensten Ländern geführt und genutzt werden und die zur Diskussion von Umweltthemen anhand von Artikeln, Videos und Links dienen. A. M. Schwencke spricht daher in Anlehnung an Olivier Roy von einem „Globalized Eco-Islam“. Die Themen reichen beim bereits erwähnten Blog *www.theecomuslim.com* der Britin Zaufishan Iqbal beispielsweise von ökologischer Halal-Ernährung, inklusive Rezepten, über ethische Mode, Öko-Moscheen bis hin zu Rezensionen von Büchern zu Umwelt-Themen und Berichten zu nationalen und internationalen Entwicklungen. Ihren Blog betitelt sie mit „the eco-jihad™ Enviro-news, halal living and eco-lifestyle from UK“. Beim so genannten „Öko-Dschihad“ spielt sie im Kampf für eine gesunde Umwelt mit den westlichen Assoziationen zum Begriff „Dschihad“.

### Grundlagen des islamisch motivierten ökologischen Verhaltens

Der Gründervater der islamischen Öko-Theologie ist der in Iran geborene Philosoph Seyyed Hossein Nasr, der schon im Jahr 1967 das Werk „Man and Nature. The Spiritual Crisis of Modern Man“ veröffentlichte und damit seiner Zeit weit voraus war. Der Koran und die Hadith-Werke sind die Grundlagen der islamischen Umweltethik. Die Bewahrung von Natur und Schöpfung, das heißt insbesondere der Flora, Fauna und des Wassers, stellt bei dieser Auslegung eine der wichtigsten Pflichten der Muslime dar. Dem Wasser wird im Islam eine sehr große Rolle beigemessen, da es als Ursprung allen Lebens gilt, die Grundlage des Lebens darstellt und darüber hinaus von wichtiger Bedeutung für die rituelle Reinigung der Muslime ist. Es gibt mehrere Überlieferungen des Propheten Muhammads, die belegen, dass er zur Sparsamkeit mit Wasser mahnte und die Verschmutzung von Wasser verbot.

Die Schöpfung dient in ihrer Gesamtheit dazu, Gott zu preisen, und alle Einzelteile der Erde werden als Zeichen Gottes (arab. *ayat*) wahrgenommen. Dies bedeutet, dass die Präsenz Gottes allgegenwärtig ist, was impliziert, dass die Natur allein um Gottes Willen geschützt werden sollte. Zudem wird die Natur als Gesamtheit sich gegenseitig ergänzender Elemente gesehen. Neben der Lobpreisung Gottes hat also jeder einzelne Bestandteil der Natur eine Rolle und Aufgabe innerhalb der Schöpfung, die für das Funktionieren der Erde von Bedeutung ist, was zu einer gegenseitigen Abhängigkeit aller Dinge führt.

Die Tiere stehen in der islamischen Schöpfungsordnung unter dem Menschen, da dieser im Gegensatz zum Tier über einen Verstand verfügt und zwischen Glauben und Unglauben un-

terscheiden kann. Der Schutz von Tieren ist im Islam von großer Bedeutung, was eine Zahl von Hadithen belegt. Ein geliebtes Tier des Propheten Muhammads war insbesondere die Katze. Eine Überlieferung besagt, der Prophet habe seinen Ärmel abgeschnitten, als ein Kätzchen darauf schlief, da er sich zum Gebet erheben wollte.

Auch die Pflanzen spielen eine wichtige Rolle im Islam. Sie sind Nahrung für die Menschen und Tiere (Sure 80, Vers 24-32) und dienen dem Menschen für die notwendige Sauerstoffbildung. Das Pflanzen eines Baumes gilt als besonders verdienstvoll im Islam und so gibt es einen Hadith, der aussagt, dass jeder Muslim, der einen Baum pflanzt, für jedes Tier oder jeden Menschen im Jenseits belohnt wird, der von diesem Baum isst. Zudem gibt es Institutionen des islamischen Rechts, die den Naturschutz in bestimmten Gebieten sicherstellen, so z. B. in den *harim* und *hima* Gebieten, bei denen es sich um Schutzzonen, ähnlich Naturschutzgebieten, handelt, die Wasserressourcen, Waldflächen und Weideland schützen.

Im islamischen Weltbild steht der Mensch im Mittelpunkt der Schöpfung, was gemäß einer islamischen Umweltethik zwar bestimmte Rechte, jedoch gleichermaßen Pflichten mit sich führt. Wenn man von einem Konzept der islamischen Umweltethik sprechen möchte, so basiert dieses meist auf verschiedenen koranischen Prinzipien, die im ökologischen Sinne interpretiert werden. Die sechs folgenden Prinzipien gehören neben dem Prinzip der Genügsamkeit und Enthaltung und dem der Gerechtigkeit (arab. *adl*) zu den am häufigsten angeführten Prinzipien und dienen dazu, das menschliche Handeln in Grenzen zu halten:

**1. Einheitsprinzip (*tauhid*):** Das Prinzip des *tauhids* weist im Rahmen der islamischen Öko-Theologie drei Bedeutungsebenen auf. Zum einen bezeichnet es die monotheistische Einheit Gottes im Vergleich zum Polytheismus und der Götzenanbetung in vorislamischer Zeit, zum anderen die Eineinigkeit Gottes im Gegensatz zur christlichen Trinitätslehre, gegen die sich der Koran ausspricht, und drittens drückt es die Einheit Gottes mit der gesamten Schöpfung aus. Diese Einheit der Schöpfung bringt zum Ausdruck, dass alle Dinge der Welt ein Teil der Schöpfung sind und miteinander in Beziehung stehen, wodurch die gesamte Welt bedeutsam, wertvoll und schützenswert wird. Zudem lautet die Argumentation, dass der *tauhid* die Anerkennung Gottes als einzigen und alleinigen Herrn allen geschaffenen Seins ausdrücke, was dazu führt, dass jedes einzelne Geschöpf mit Gottesfurcht behandelt werden müsse.

**2. Schöpfungsprinzip (*fitra*):** Im islamisch-ökologischen Diskurs wird unter der *fitra* der ursprüngliche Zustand der Schöpfung bzw. die ursprüngliche Natur der Dinge verstanden. In erster Linie beinhaltet dies den natürlichen Zustand des Menschen in Harmonie mit der Natur. Daraus wird die Notwendigkeit und Pflicht des Menschen für Umweltschutz

abgeleitet. Fazlun Khalid argumentiert beispielsweise, dass die Menschen früher in einem natürlichen Zustand der *fitra* gelebt hätten und ganz unbewusst innerhalb der natürlichen ungeschriebenen Grenzen gelebt hätten. Dies habe sich aber im Rahmen der Industrialisierung geändert. Zwar hatten die Menschen früher die gleichen negativen und positiven Attribute wie heute, jedoch sei die Neigung zu guten oder schlechten Handlungen von der natürlichen Ordnung in Grenzen gehalten worden. So hinterließen die früheren Zivilisationen keine endgültige Spur, wie Schadstoffe, zerstörende Gifte oder radioaktiven Müll. Dies zeigt, dass die Verantwortung der Menschen in der heutigen Zeit noch größer ist als früher, da die Möglichkeit zu einer wahrhaftigen Zerstörung der Natur in Vielzahl gegeben sei. Ein Ziel ist es also, den Zustand der *fitra* wieder herzustellen und die Erde zu erhalten.

**3. Statthalterschaftsprinzip (*khilafa*):** Der Mensch nimmt auf der Erde die Rolle des Statthalters bzw. Treuhänders (arab. *khalifa*) ein. Dies beinhaltet, dass dem Menschen von Gott die Verantwortung für die Schöpfung übertragen und ihm die Erde anvertraut wurde, in deren Dienst Gott ihn stellte. Er ist also nicht Besitzer oder Herr der Erde, da diese Position Gott vorbehalten ist, er nimmt jedoch trotzdem einen wichtigen Platz in der Schöpfungsordnung ein. Die islamisch-ökologische Bewegung ruft dazu auf, die Rolle des Statthalters zu erfüllen und sich nicht länger die Natur zu unterwerfen.

**4. Verantwortungsprinzip (*amana*):** Sehr eng mit dem Prinzip der *khilafa* verbunden, ist die *amana*, die für die Erfüllung der Verantwortung in allen Dimensionen des Lebens steht. Es handelt sich um die Verantwortung, die der Rolle des Statthalters innewohnt und die der Mensch annahm, als Gott ihm diese anbot. Typischerweise wird hier die Koranstelle herangezogen, die beinhaltet, dass Gott den Himmeln, der Erde und den Bergen die Verantwortung anbot, jedoch weigerten sich diese und fürchteten sich davor, sie auf sich zu nehmen. Daraufhin willigte der Mensch in die Übernahme der Verantwortung ein (Sure 33, Vers 72). Gewissermaßen ist die *amana* eine Einschränkung der Statthalterschaft und eine moralische Bürde. Die erhöhte Position des Menschen liegt demnach im Rahmen einer islamischen Umweltethik nicht in höherer Macht und Herrschaft über die Geschöpfe, sondern vielmehr in der Rechenschaftspflicht, die allein der Mensch vor Gott hat.

**5. Dienerschaftsprinzip (*'ubudiyya*):** Das Prinzip der Dienerschaft drückt den Status des Menschen als Diener Gottes (arab. *'abd Allah*) aus und komplettiert das Statthalterschafts-

und Verantwortungsprinzip. Die Rolle des Sklaven schränkt die Macht des Menschen ein. Die muslimischen Öko-Theologen verstehen darunter, dass die Muslime, in der Rolle der Diener Gottes, Gesetze einhalten müssen, einschließlich der Fürsorge für die Natur und das Ökosystem und dessen richtigen Umgang mit seinen Ressourcen.

**6. Ausgewogenheitsprinzip (*mizan*):** Der arabische Begriff *mizan* bedeutet Balance, Ausgewogenheit oder Waage, und in der islamischen Umweltethik wird er auch mit ökologischem Gleichgewicht oder einem Weg der Mitte übersetzt. Das Prinzip fordert den Erhalt bzw. die Wiederherstellung der Balance auf der Erde, sowohl hinsichtlich der Harmonie in der Natur als auch im Bereich menschlicher Gerechtigkeit und Moralität im täglichen Handeln. Gott schuf die Erde und alles auf ihr perfekt und fehlerfrei und im Gleichgewicht, doch die Aufgabe der Menschen ist es, dieses aufrechtzuerhalten. Probleme, wie beispielsweise die globale Erwärmung, Erdbeben oder der steigende Meeresspiegel, zeigen nach Ansicht der muslimischen Öko-Theologen, dass die Erde aus dem göttlichen Gleichgewicht geraten sei.

### Ein islamischer Weg aus der Sackgasse Klimawandel?

Die Lösung für die Umweltprobleme liegt gemäß der islamischen Umweltethik in der Wiederbelebung von Spiritualität und Glaube. Dies heißt nicht, dass sie sich von Wissenschaft und Entwicklung distanzieren, jedoch stellt sie sich gegen die Konsumgesellschaft und maßloses Verhalten. Eine islamische Öko-Theologie ist kein monolithisches Gefüge und in Anbetracht dessen, dass der so genannte „Öko-Islam“ noch eine sehr junge Strömung ist, gibt es eine Vielzahl von Dimensionen und Interpretationen, die aber alle das Ziel des Umweltschutzes und der Bewahrung der Schöpfung gemeinsam haben.

Letztendlich vereint das Thema Umwelt und der Schutz der Erde auch die Anhänger verschiedener Religionen im gemeinsamen Kampf zur Erhaltung der Lebensgrundlage aller Lebewesen und erwies sich bereits als wichtiger Pfeiler in der interreligiösen Debatte. Zwar ist eine religiöse Herangehensweise alleine nicht in der Lage, die Probleme des Klimawandels zu lösen, sie kann jedoch zu einem Bewusstseinswandel beitragen. Vor allem im Internet lässt sich ein wachsender islamisch-ökologischer Diskurs feststellen und es scheint, dass sich viele Muslime von der Tatsache inspirieren lassen, dass ihre eigene Religion umweltfreundliches Verhalten fordert und fördert.

---

**MONIKA ZBIDI** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Islamwissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg und Promotionsstipendiatin der Deutschen Bundesstiftung Umwelt. In ihrer Promotion beschäftigt sie sich mit dem Thema Islam und Ökologie. Sie studierte Islamwissenschaft, Politische Wissenschaft und Semitische Philologie.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

# „WIR MÜSSEN UNSEREN GARTEN BESTELLEN“

## KULTURELLE DIMENSIONEN GLOBALER UMWELTFRAGEN

Der Wunsch nach einer sauberen Umwelt und weniger Emissionen mag angesichts des Kampfes um das nackte Überleben in vielen Teilen der Welt oft als Luxus erscheinen. In Wahrheit kommt jedoch niemand darum herum, über Umweltfragen nachzudenken. Die zukünftige Gestaltung des Lebens auf unserem Planeten ist nicht nur ein technischer und ökonomischer, sondern vor allem auch ein kultureller Prozess.

Von Susanne Stemmler



Müllsammler am Ufer des Flusses Solo in Java. Aus der Ausstellung des Goethe-Institutes *RiverScapes*.  
Foto: Budi N. D. Dharmawan © Goethe-Institut

Die Sorge um die rasant fortschreitende Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen führt auch zu einer kulturellen Suchbewegung. Sie beinhaltet die dringliche Suche nach einer Lebensweise, die einen schonenden Umgang mit global knappen, aber überlebenswichtigen Gütern wie Wasser, Nahrung und Luft zulässt. Das kommt einer kulturellen Revolution nahe, denn dazu müssen wir unseren Lebensstil – egal an welchem Ort wir uns befinden – radikal ändern.

Zu einer kulturellen Revolution würde zum Beispiel auch eine Abkehr von unserer auf Erdöl basierenden Energieerzeugung gehören. Wir bewegen uns auf einen Peak-Oil zu: Der Zeitpunkt, an dem das weltweite Ölfördermaximum erreicht ist, gilt einigen Studien zufolge schon als erreicht. Andere erwarten, dass dies in naher Zukunft erfolgt. Momentan hängen die globalen Industriesysteme vom Erdöl ab. 95 % aller industriell gefertigten Produkte sind daraus gemacht – Treib- und Schmierstoffe, Kunststoffe, Pharmazeutika, Farbstoffe oder Textilien. Es ist Grundvoraussetzung für den Transport großer Warenmengen über lange Strecken. Ölgetriebene Containerschiffe, Lastkraftwagen und Flugzeuge bilden neben

der Informationstechnologie das Rückgrat der Globalisierung. Doch die Ölförder-Katastrophen zeigen, wie gefährlich die Methoden sind, mit denen das immer knapper werdende Gut gefördert wird. Die Ölbranche und unser unstillbarer Hunger nach Erdöl verursachen an vielen Orten der Welt Gewalt und Elend und fördern undemokratische und korrupte politische Systeme. Viele ölproduzierende Länder sind politisch problematisch, oftmals herrschen dort undemokratische Verhältnisse. In zahlreichen Studien wird im Kontext von Erdölreichtum auch vom ‚Rohstofffluch‘ gesprochen. Der Autor Ryszard Kapuściński nannte Öl deshalb einen Rohstoff, der das Denken vergiftet, den Blick trübe, die Seele verderbe. Entlang von Öl-Pipelines ändert sich das Leben. Der nigerianische Autor Helon Habila beschreibt in seinem Roman *Öl auf Wasser* (2012), wie zerstörerisch die Macht des Öls wirkt.

Wie ein Ausstieg aussehen kann, zeigt uns Ecuador: In seiner Verfassung gelten für alle Lebewesen gleiche Rechte, und die UN soll für das Nicht-Fördern der Erdölvorkommen des Landes zahlen, damit der weltweit wichtige Regenwald erhalten bleibt. Auf das post-fossile Zeitalter versuchen sich derzeit

Industrie und Sicherheitspolitik einzustellen. Man fürchtet Rezession, Nahrungsmittelknappheit, politische Instabilität, Krieg – während an ‚grünen Technologien‘ gearbeitet wird. Wird die Welt nach diesem „Tipping Point“ wieder kleiner, in der Landwirtschaft weniger ‚globalisiert‘, entstehen neue globale Märkte für umweltfähige Produkte, Energie und Dienstleistungen? Und was bedeutet das für die Globalisierung von Kultur, die ja auch auf physischer Mobilität und ökonomischem Austausch beruht? Wie können wir überleben ohne eine Alltagskultur, die auf Öl gegründet ist?

### Die Anerkennung des Anderen

Das Beispiel zeigt: Ohne das Mitdenken anderer Standpunkte wird es kein gemeinsames Überleben geben auf diesem Planeten. Die menschliche Existenz ist von jeher Gegenstand religiöser und philosophischer Reflexion. In den christlichen Religionen gibt es Ansätze, das Diktum „Wir sind nur Gast auf dieser Erde“ (Psalm 119.19) ernst zu nehmen. Die islamischen Quellen empfehlen einen ethischen Umgang mit der Schöpfung; muslimische Verbände fordern derzeit verstärkt zu konkretem Umwelthandeln auf.

Die Anerkennung des Anderen als Ort von Erfahrung ist für das ökologische Überleben zentral – auf ihr muss ein Weltbewusstsein fußen, das über den eigenen Tellerrand hinaus denkt. Gerade lokale kulturelle Traditionen und regionale Deutungen von Wirklichkeit gewinnen dabei zunehmend an Wichtigkeit. Mit dem Aussterben der Arten und der Monokultur des einheitlichen Saatgutes wird die Welt ärmer, und mit ihnen schwindet auch ein spezifisches Wissen um einen anderen Umgang mit der Natur. Ein solches neues Weltbewusstsein, das nicht an den Grenzen der eigenen Gesellschaft endet, wird derzeit kaum ausgelotet. Vorbilder gäbe es genug. Um nur ein paar europäische Beispiele zu nennen: Der Naturforscher Alexander von Humboldt kritisierte in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Dominanz des Menschen über die Natur; seine Idee des „Kosmos“ führte zur Vorstellung eines Weltganzen. Die ganzheitlichen Naturvorstellungen des Anthroposophen Rudolf Steiner oder des Künstlers Joseph Beuys werden derzeit wieder neu entdeckt. Einen kosmopolitischen Schritt in diese Richtung unternimmt auch die „Poetik der Beziehung“ des karibischen Philosophen und Literaten Edouard Glissant: Naturgewalten, vor allem die Inseln, das Meer und das Wasser, sind nicht nur zentrale Metaphern seines Denkens, er führt sie zu einer ‚Globalisierungstheorie‘ zusammen, in der jeder Ort der Welt mit jedem anderen in Beziehung tritt.

Die Frage nach dem ‚Wir‘ dieser Weltgesellschaft ist längst nicht beantwortet. Wer sind die Akteure und in welchen Machtkonstellationen bewegen sie sich in undemokratischen oder diktatorischen Regimes, wo es die im Westen viel beschworene ‚Zivilgesellschaft‘ nicht gibt? Zu oft macht die Politik die Menschen zu Gefangenen des Jetzt. Die Dringlichkeit

der zeitlichen Dimension bleibt abstrakt und liegt fern von Legislaturperioden oder Mehrjahresplänen der Politik. Ein Generationen umspannendes Denken fällt schwer. Unter enormem Zeitdruck stehen dabei nicht nur die klassischen Industrieländer, sondern auch Schwellen- und Entwicklungsländer. Wird es letzteren gelingen, die Phase einer ressourcenintensiven nachholenden Industrialisierung zu überspringen? Wie kann man die Fehler der westlichen Industrialisierung voraussehen und vermeiden? Die Zukunft scheint nicht mehr in Form einer nachholenden Entwicklung vorstellbar, sondern als Überspringen der Entwicklungsschritte, die sich als zerstörerisch erwiesen haben.

### Falsche Trennung von Mensch und Natur

Hier schließt sich die Suche nach einer Ethik an, die sich auf alle Lebewesen erstreckt und die derzeit viele Menschen bewegt. Die Einteilung in Menschen, Tiere, Pflanzen und Artefakte, in handelnde Subjekte und passive Objekte, wie sie die Moderne einführte, steht heute erneut zur Debatte. Dabei geht es um die Rechte anderer Lebewesen, aber auch den Umgang mit Allgemeingütern wie Luft oder Wasser. Verantwortung zu übernehmen und eine moralische Verpflichtung den Lebewesen gegenüber zu entwickeln, die wir für stumm halten, ja die wir selbst zum Schweigen gebracht haben – das ist mit dem Philosophen Bruno Latour gesprochen dringlicher denn je. Jedes Ding und Wesen wird durch seine Beziehung zu den anderen Dingen und Wesen bestimmt, eben auch der Mensch, genauso wie ein Stein oder ein Baum. Nicht um eine Ausweitung der Moral auf neue Wesen geht es, sondern um die Abschaffung der Abgrenzungen zwischen Mensch und Tier, zwischen Lebendigem und Nicht-Lebendigem. Die vom Menschen abgesonderte Natur ist ein kulturelles Konstrukt der europäischen Denktradition.

Insofern lässt sich das westliche Konzept des Naturschutzes ebenso wenig auf alle Weltgegenden übertragen wie der Begriff der Umwelt. Denn auch dieser stellt den Menschen ins Zentrum. Der französische Philosoph Michel Serres forderte stattdessen bereits vor zwanzig Jahren, dass Gesellschaftsverträge durch Naturverträge ergänzt werden müssten. Eine nicht-parasitäre, sondern alliierte Beziehung zwischen Mensch und Natur sei die alles entscheidende Zukunftsaufgabe: „Die globale Geschichte tritt in die Natur ein und die globale Natur in die Geschichte“ (Serres). Luft, Wasser, Erde sind Allgemeingüter, die allen gehören – was bedeutet dies für ihren Schutz und unser Verständnis von Eigentum? Wie lässt sich der Regenwald in all seinen „überlebenswichtigen“ Funktionen für uns alle auf der Welt erhalten? Da wir es als Folge der fatalen Idee vom Eigentum und Besitz nur noch mit Restbeständen der Natur zu tun haben, die wir der Monokultur opfern, stellt sich auch die Frage der Besitz- und Machtverhältnisse neu. All dies sind Fragen, die weit über die ökologische hinausgehen und von größter kultureller Tragweite sind.



Eine solche Verbindung zwischen Natur und Kultur ist der Garten: Seit Jahrtausenden und in fast allen Weltkulturen haben sich Menschen ihr Glück als eine Gartenexistenz vorgestellt. Jahrtausende lang war die Fortsetzung des Lebens nach dem Tod im Paradiesgarten das höchste Bild des guten Lebens. Der – reale oder imaginäre – Garten galt als Zufluchtsort vor Hektik und Tumult. Die Vorstellung vom Garten kann in weiter Ferne liegen, wie Gilgameschs Garten der Götter oder Dantes Garten Eden auf dem Gipfel des Läuterungsberges. Sie kann aber auch ganz real sein, wie die Akademie Platons oder die Gartenschule Epikurs. Oder wie heutzutage mitten in den Städten – die Obdachlosengärten in New York oder die Prinzessinnengärten in Berlin – sie sind allesamt von Menschen gemachte Zufluchtsstätten. Anbauen, Einmachen, Züchten, Imkern – all das hat derzeit nicht nur in den europäischen Metropolen Konjunktur. In einer Zeit der Verantwortungs- und Sorglosigkeit ist mit dem Gärtnern

auch die Sehnsucht nach dem Übernehmen von Sorge und Verantwortung aufgetaucht. Im Gegensatz zum Paradies, in dem alles von selbst wächst, müssen wir unseren Garten bestellen, kultivieren und mit Saatzeiten, Pflanzzeiten, Fruchtfolgen, Wachstumsperioden usw. eine zeitliche Dimension der Zukunft vor Augen haben. Ein von Menschen angelegter Garten entsteht in der Zeit und durch sie.

Wenn Voltaire seinen berühmten *Candide* mit den Worten „Wir müssen unseren Garten bestellen“ beschließt, so ist das vor dem Hintergrund der Pest, der Kriege und Naturkatastrophen zu verstehen. Der Garten hat also eine politische Dimension: WIR müssen UNSEREN Garten bestellen – der Garten verkörpert die Welt, die wir miteinander teilen. Unser Garten ist kein Garten mit rein individuellen Interessen, in dem man nach eskapistischer Manier der Wirklichkeit entflieht. Er ist ein Stück Erde im sozialen Kollektiv.

---

**SUSANNE STEFMEIER** war Programmleiterin am Haus der Kulturen der Welt in Berlin und hat zurzeit eine Gastprofessur an der Universität der Künste in Berlin inne.

Copyright: Goethe-Institut e. V., *Fikrun wa Fann*, Juni 2013

### Über Lebenskunst

[http://www.ueber-lebenskunst.org/index\\_en.html](http://www.ueber-lebenskunst.org/index_en.html)

de

# IM MODUS DES FUTUR ZWEI DENKEN

## KLIMAWANDEL ALS GESELLSCHAFTSWANDEL

Der Klimawandel zwingt uns, unseren von Hypermobilität geprägten Lebensstil zu überdenken. Dies stellt auch eine Chance dar und führt uns zu der Frage: Wie wollen wir eigentlich leben?

By Claus Leggewie



Eine Fähre für Schulkinder auf dem Fluss Solo in Java. Aus der Ausstellung des Goethe-Institutes *RiverScapes*.

Foto: Budi N. D. Dharmawan © Goethe-Institut

Der Klimawandel bietet uns ein Verfahren zur Problemlösung künftiger Lebensverhältnisse: Eine drohende Naturgefahr zwingt der Menschheit die Frage auf, in welcher Gesellschaft sie künftig leben will. Die Messwerte und Prognosen der Klimaforschung zeichnen ein relativ genaues, regional differenziertes Bild der bereits irreversiblen und noch möglichen Folgen des Klimawandels, von dem viele behaupten, man könne ihn sinnlich nicht erfahren und er werde, wenn überhaupt, erst in ferner Zukunft stattfinden. Wer aber zum Beispiel das rasante (und alle Prognosen übertreffende) Abschmelzen der arktischen Gletscher miterlebt oder über einen längeren Zeitraum hinweg dem Lauf der großen chinesischen Flüsse vom tibetischen Hochplateau ins Meer gefolgt ist, erfährt die Auswirkungen des Klimawandels sehr konkret – und kann sich noch Schlimmeres vorstellen.

Schwieriger vorstellbar ist, wie von solchen Klimaveränderungen die Eckpfeiler moderner Gesellschaften betroffen sein könnten – die Weltmärkte und der materielle Wohlstand, Formen und Normen sozialen Zusammenlebens, Freiheits- und Beteiligungsrechte, Staats- und Volkssouveränität, und anderes mehr.

Wird die Weltwirtschaft das „größte Marktversagen“ überstehen, als das der Klimawandel gekennzeichnet worden ist,

wird sie in avancierte Formen der Natural- und Tauschwirtschaft vordringen, zu mehr Planung tendieren oder sich wieder in moralische Ökonomien einbetten? Werden infolge von Naturkatastrophen und der damit verbundenen Erosion sozialer Gewissheiten individuelle Handlungsspielräume verloren gehen oder mehr Optionen der Selbstverwirklichung entstehen, werden sich Gesellschaften weiter individualisieren oder zu engeren Gemeinschaftsbindungen neigen? Wird die liberale Demokratie den gefährlichen Klimawandel überstehen und sich weiterentwickeln, oder werden sich, postdemokratisch, soziale Kontrolle von unten und autokratische Willkür von oben verstärken? Welche Werte, Einstellungen und Mentalitäten werden eine Welt bei zwei plus X Grad höheren Durchschnittstemperaturen als vor dem industriellen Zeitalter charakterisieren? Wird die wirtschaftliche und finanzielle Globalisierung weiter vorangeschritten sein oder die globale Interdependenz abgenommen haben? Werden Staaten, private Organisationen und Individuen über Kultur- und Religionsgrenzen hinweg enger kooperieren oder sich stärker abschotten und gegeneinander in Stellung bringen? Wird es um 2050 überhaupt noch Nationalstaaten geben oder eine (wie auch immer legitimierte) Weltregierung? Ist die zivilisatorische Maxime friedlicher Konfliktaustragung zu halten, oder werden Naturkatastrophen Verarmung, Massenflucht und „Klimakriege“ auslösen?

Die „großen Fragen“ lassen sich auf konkrete Alltagssituationen herunterbrechen: Wie werden sich neun oder zehn Milliarden Menschen, der größte Teil davon in Städten, fortbewegen, womit werden sie Fahrzeuge betreiben und Lasten transportieren, Behausungen heizen und kühlen, wovon werden sie sich ernähren, wie werden sie den Boden nutzen? Neben den harten Daten der Klimaforschung und der Energieprognostik gibt es bisher kaum „weiche“ Szenarien zur sozialen, politischen, ökonomischen und normativen Entwicklung in den verschiedenen Weltregionen. Und wo sie berechnet werden, werden meist nur Tendenzen der jüngeren Vergangenheit fortgeschrieben; nur gelegentlich finden sich in den Transitionsstudien Abweichungen von den Pfaden des eingefahrenen Modernisierungsmodells – mal *par force des choses*, weil die Autoren schwere Verwerfungen kommen sehen, mal voluntaristisch als Skizze wünschenswerter Zukünfte einer nachhaltigen und gerechten Entwicklung der Weltgesellschaft.

### Neue Kultur der Teilhabe

Der Mangel an wilder Phantasie und fundierter Prognostik hat viele Gründe, beginnend mit dem TINA-Dogma: Mit dem Slogan „there is no alternative“ stempelte die britische Premierministerin Margaret Thatcher (1979–1990) die gegenwärtige Welt zur besten aller möglichen Welten und das neoliberale Weltbild zum einzig möglichen. Ein anderer Grund ist die Kurzfristigkeit und Flatterhaftigkeit politischer Handlungskalküle und Aufmerksamkeiten, welche die Berufspolitik von so gut wie jeder visionären Sichtweise freihält und sie aufs vermeintlich Machbare beschränkt. Lähmend sind auch der überwiegende Realismus der Sozialwissenschaften, die sich zunehmend spezialisiert, der Zeitdiagnose enthalten, und die Verspieltheit großer Teile der Kulturwissenschaften, die Gesellschaft als Konstrukt deuten und von „Großen Erzählungen“ aller Art Abschied genommen haben. Und es herrscht weiter eine generelle Skepsis gegenüber Prognosen, die nach einem John Maynard Keynes zugeschriebenen Kalauer besonders schwierig sind, wenn sie die Zukunft betreffen.

Doch gerade Naturwissenschaftler und „Energie-Modellierer“ fragen heute nach geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Beiträgen, die quantitative Hochrechnungen durch qualitative Narrative möglicher Zukünfte anreichern, ebenso die Klimapolitik, die Anpassungen an klimatische Veränderungen einleiten muss und um die Akzeptanz möglicher Eingriffe, Verbote und Kosten besorgt ist.

Nun darf man sich Gesellschaften, die den Folgen des Klimawandels ausgesetzt sind, nicht als bloße Resonanzkörper technischer Innovation und politischer Planung vorstellen. Sie ändern sich mit und verändern so die Ausgangslage jeder Intervention, sie produzieren regelmäßig unbeabsichtigte Folgen politischen Handelns und ganz ungeplanten Wandel und entziehen sich beharrlich dem Rationalitätskalkül der technisch-instrumentellen Vernunft. Mehr noch: Ohne breite

freiwillige Mitwirkung der „Menschen draußen im Lande“, ohne Laienverstand, aktive Bürgerinnen und Bürger und eine kritische Masse von *change agents* sind Regulierungen, Investitionen und Mobilisierungskampagnen zum Scheitern verurteilt, wird es immer wieder Vollzugsdefizite, Investitionsruinen und Widerstände geben. Während zum Beispiel gerade am „grünen Tisch“ ein transkontinentales Energienetz vom Nordkap bis in die Sahara geplant wird, dessen Realisierung ungekannte Infrastruktureingriffe verlangen würde, beobachten Bürger mit Staunen und Verdruss, wie lange sich eine schlichte Kanalreparatur an einem öffentlichen Platz oder eine Erschließungsmaßnahme in der Nachbarschaft hinzieht. Das heißt: Jede Technik ist sozialförmig, jede Innovation kontextabhängig, jede Politik begründungspflichtig.

Die Eindämmung von und die Anpassung an den Klimawandel setzt somit eine neue Kultur der Teilhabe und eine politische Mobilisierung voraus, die bei der Bürgergesellschaft nicht allein oberflächliche oder resignierte Akzeptanz sucht, sondern sie als Mitgestalterin und Hauptverantwortliche für das Gelingen einer großen Transformation anerkennt und in Bewegung setzt. Und eine „Große Transformation“ wird vor allem bei den Haupttreibern von Treibhausgasen ansetzen, als da sind: die individuelle und kollektive Mobilität von Personen und Gütern, die Ernährung und die Landnutzung bzw. Raumplanung. Auf diesen Feldern müssen sich Primärenergieverbrauch, Konsummuster, Werthaltungen und Lebensstile rasch und radikal verändern, denn die physische Beschaffenheit von Treibhausgasen erfordert zur Vermeidung irreversibler Schäden, dass ihre Ablagerung in sehr kurzer Frist massiv verringert und langfristig auf minimale Mengen beschränkt wird – weltweit und synchron.

Hier wird also nicht nur der Klimawandel Gesellschaften verändern, sondern auch die Klimapolitik. Beispielsweise kann die US-amerikanische Gesellschaft nicht am Mantra unbegrenzter individueller Mobilität auf der Grundlage fossiler Energiequellen festhalten; und eine Gesellschaft, die dezentral mit erneuerbaren Energien versorgt wird, bringt auch andere Unternehmensformen und Industriekulturen hervor; (vermeintliche und tatsächliche) Verlierer einer *low carbon society* in besonders energieintensiven Produktionszweigen müssen neutralisiert, kompensiert und integriert werden. Aufstrebende Ökonomien wie Brasilien oder Indien, mit einem bis dato geringen Pro-Kopf-Ausstoß an CO<sub>2</sub>, stehen vor der Entscheidung, ob sie statt der Hebung immenser fossiler Energiereserven klimafreundlichere Optionen auf der Grundlage erneuerbarer Energien wählen wollen. Und die chinesische Führung wird eine andere Legitimation aufbauen müssen als nur rasendes Wirtschaftswachstum. Überall werden sich Mentalitäten und Werthaltungen, Kooperationslogiken und Planungskulturen, Bürgerinitiativen und soziale Bewegungen entwickeln, die zur Herkulesaufgabe der „Großen Transformation“ beitragen.

Überlegungen in diese Richtung können nicht bei „großen

Würfen“ wie der seit den 1990er Jahren thematisierten nachhaltigen Gesellschaft“ stehen bleiben oder sich allein auf das Klein-Klein technisch-ökonomischer Minderungsziele der Entkarbonisierung“ beschränken. Unterstützer gewinnt man weder mit einer drastischen Katastrophenrhetorik, die meist nur zu Trotzreaktionen, Verlustaversionen und „Klimaskepsis“ führt, noch mit hypermoralischen Appellen, die kostenlose Zustimmung oder Versagensängste hervorrufen. Außer in askesebereiten Milieus gewinnt vermutlich überhaupt keine Zustimmung, wer die Transformation lediglich als Minderung erreichten Wohlstands und als Verlust an Optionen darstellt, ebenso wenig wie die umgekehrte Versicherung auf Gehör stoßen wird, es werde alles so bleiben können, wie es war.

Für eine zeitgemäße Theorie und Prognostik sozialen Wandels heißt das: Basale Konzepte wie Gesellschaft und Gemeinschaft, Markt und Staat, Akteur und System, Persönlichkeit und Habitus, Krise und Moderne müssen überdacht werden. Bislang fehlt es an empirischen Studien und Synopsen über die Ausbreitung und Verhinderung von Neuerungen, zur Umsetzung von Wissensgewinnen in Handlungsbereitschaft und über mögliche Auslöser raschen Wandels in sozialen Netzwerken, institutionellen Arrangements und politischen Verbänden.

### Beispiel automobile Gesellschaft

Der automobiler Individualverkehr bietet sich als Beispiel für die Sozialförmigkeit von Technik an, weil dieser Sektor ein Haupttreiber für CO<sub>2</sub>-Emissionen ist (der nebenbei zur Boden-, Luft- und Wasserverschmutzung beiträgt) und der komplexe Zusammenhang von Klimawandel, Technikstandards und sozialer Struktur bzw. sozialem Wandel hier besonders deutlich wird. Verkehr und Transport auf der Grundlage fossiler Brennstoffe haben klima- und industrialisierungshistorisch in besonderem Umfang zum anthropogenen Klimawandel beigetragen und sind aktuell bis zu einem Fünftel für den CO<sub>2</sub>-Ausstoß verantwortlich, mit steigender Tendenz. Würden demnächst neun bis zehn Milliarden Erdbewohner einen nur annähernd gleichen Automobilitätsgrad auf fossiler Basis für sich reklamieren wie die USA, wäre der Klimakollaps unvermeidbar.

Notwendig ist ein klima- und umweltverträgliches Mobilitätsmuster, das Mobilität, wo sie nicht zu vermeiden ist, intelligenter gestaltet. Die Umsetzung scheitert bisher weniger an technischen oder ökonomischen Begrenzungen als an sozialstrukturellen und -kulturellen Hemmnissen und politischen Barrieren. Dass mit Benzin und Diesel angetriebene Personenkraftwagen weltweit das Fortbewegungsmittel Nummer eins geworden sind (und dass in Deutschland mehr als die Hälfte aller täglichen Wege im Auto zurückgelegt werden, die Deutschen also durchschnittlich 43 Kilometer mit einem Auto fahren und darin anderthalb Stunden pro Tag verbringen), ist Ergebnis einer Arbeitsteilung und Raumplanung, die in der industriellen Massengesellschaft das Gros der Arbeitsplätze

„außer Haus“ verlegt und im Übrigen Wohnungen, Bildungsstätten, Erholungsgebiete und Kaufhäuser räumlich auseinandergerissen haben. Ohne die Erfindung des Automobils und dessen massenhafte Verbreitung von den USA aus wären weder die Vorstädte (*suburbs*) als bevorzugte Wohnorte (an Stelle urban verdichteter Räume) noch die großen Supermärkte und die Umstellung auf *fast food* (statt der heimischen Küche oder der Nahversorgung über kleine Läden), noch die Errichtung großer Schulzentren (an Stelle nachbarschaftsnahe Einrichtungen) möglich gewesen. Und da es diese automobiler Infrastruktur nun gibt, hat sie kontinuierlich weiteren Autoverkehr erzeugt und das individualistische Bewegungsmuster verstärkt. Der größte Teil des Pkw-Verkehrs verläuft heute zwischen den genannten Stationen des täglichen Lebens: in der Regel auf Distanzen von wenigen Kilometern. Untermauert wird der Nahverkehr durch eine weltumspannende Logistik von Gütern und Dienstleistungen.

Dass sich Arbeitsteilung und Automobilisierung wechselseitig verstärkt haben und jeder Wegebau in der Regel weiteren Verkehr herbeiführt, bezeugt die „Systemrelevanz“ des Automobils. Vor allem in den USA und in Deutschland spielen Autohersteller samt vor- und nachgelagerten Unternehmen einen relevanten Teil des Bruttoinlandsprodukts ein und dienen als primäre Konjunkturbarometer und Wohlfahrtsindikator; auch sind Autounternehmen immer noch ein Motor der industriellen Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit. Die exponentiell ausgreifenden Hochrechnungen der Automobil- und Logistikbranche mit ihrem olympischen „Mehr, Weiter und Schneller!“ erscheinen deshalb wie Naturgesetze, nicht wie Horrorszenerarien einer durchgedrehten Überentwicklung, die sie objektiv sind.

Dass vom Werbemittel und Werbeträger Automobil ganze Branchen leben, leitet zu seiner Kulturbedeutung über, die wiederum am stärksten in den USA und in Westeuropa ausgeprägt ist. Das Auto gilt als das Freiheitsvehikel schlechthin, das für individuelle Mobilität sorgt und eng gesteckte Grenzen überwinden hilft. Road movies und Autoshow haben den Besitz eines fahrbaren Untersatzes zu einer umfassenden Kulturdefinition gemacht, die das gesamte Berufs- und Alltagsleben strukturiert, bis hinein in die Nahrungsaufnahme und Grundversorgung. Das Auto ist aber noch viel mehr: Es ist Identifikation für Belegschaften, die zum Beispiel „beim Daimler schaffen“; Städte wie Detroit oder Wolfsburg sind industrielle Monokulturen. Automobile strahlen immer noch eine nachhaltige technische und ästhetische Faszination aus, der sich bislang kaum jemand entziehen konnte.

Die vier Räder stehen für das Ingenieurwissen ganzer Nationen, das Auto ist der Hauptindikator sozialen Fortschritts, für alle Schichten ein unschlagbares Statussymbol und notorischer Reputationsindex. Selbst in einer klein und flach gewordenen Welt mit hervorragenden Kommunikationsmitteln und ausgefeilten Technologien für öffentlichen Nah- und Fernverkehr blieb das Auto in der kulturellen Identität west-

licher und sich verwestlichender Gesellschaften verankert wie kaum eine andere Technikform. Die Marktwirtschaft befriedigt Sinnbedürfnisse über Konsumchancen, und das Auto liefert Spaß, Macht, Distinktion, Freiheit, Komfort, Fetisch, Technologie und Sound – also das Maximum an konsumierbarem Sinn. Das Auto bildet eine mentale Infrastruktur – und alle Infrastrukturen strukturieren nicht nur Gegenwarten, sondern auch die schiere Denkbare von Zukünften.

### Wie wollen wir eigentlich leben?

Der zähe Kampf um den Erhalt von General Motors und Opel in den Jahren seit 2008 unterstreicht, wie sehr die Autoindustrie in den USA und Deutschland als „systemrelevant“ gilt. Oder galt? Die Kraftfahrzeugindustrie steht weltweit vor einer massiven Herausforderung und Konversion: Sie muss sich trotz beachtlicher Wachstumspotenziale in zahlreichen Schwellenländern mit globalen Überkapazitäten auseinandersetzen, auf einen weiteren, eventuell drastischen Anstieg der Treibstoffpreise einstellen, der individuelle Mobilität erheblich verteuert, und die Notwendigkeit der Reduzierung von CO<sub>2</sub>-Emissionen zur Vermeidung ungebremster Klimaerwärmung anerkennen, die ein Umsteuern auf andere Antriebssysteme als herkömmliche Verbrennungsmotoren erzwingt.

Zur Zukunft der Mobilität sind zwei Denkschulen im Gespräch. Die eine besagt: Der radikale Umbau auf erneuerbare Energien ist in der gebotenen Breite und Geschwindigkeit möglich, wir können unseren Lebensstil beibehalten und dennoch den Klimawandel eindämmen, die Natur schützen und auch noch für mehr globale Gerechtigkeit sorgen. Konkret: Man darf weiter individuell mit dem Wagen zum Arbeitsplatz, zum Einkaufen und ins Eigenheim im Grünen pendeln – und sogar auf die Malediven fliegen, weil die auch in hundert Jahren nicht untergegangen sein werden. Diese Strategie kann man (ohne parteipolitische Neigung) „grünes Wachstum“ nennen, man kann sie zum *global green deal* ausbauen und somit Ökologie und Ökonomie endgültig versöhnen.

Der Aufbau alternativer Verkehrsinfrastrukturen ist allerdings extrem mühselig und zeitaufwendig. In den USA, in Deutschland sowie an vielen anderen Orten der Welt wird die Elektrifizierung des motorisierten Individualverkehrs und der Ersatz von konventionellen Kraftstoffen durch Biokraftstoffe propagiert. Das in den USA in der Energie- und Klimapolitik tonangebende Center for American Progress verlangt höhere Effizienzstandards für Fahrzeuge, Anreize zum Kauf effizienter Fahrzeuge für die Konsumenten und zur Entwicklung effizienterer Technologien für die Hersteller sowie Anreize zur vermehrten Produktion und Nutzung von Biokraftstoffen der zweiten Generation.

An diesen Projektionen sieht man, dass der American way of life auf jeden Fall erhalten bleiben soll; der amerikanische Physiknobelpreisträger Robert B. Laughlin hat im Juli 2010

die Frage, warum es in zweihundert Jahren noch Autos und Fernreisen geben sollte, so beantwortet: „Because we want it.“

Nun gibt es auch Wünsche zweiter Ordnung, also Wünsche, was wir uns wünschen wollen. In diese Richtung zielt die zweite Denkschule, der eine Transportinfrastruktur mit „intermodalem Verkehr“ vorschwebt, der Ausbau des Öffentlichen Personennahverkehrs und des Bahnverkehrs auf Langstrecken und Hochgeschwindigkeitsverbindungen, verbunden mit intelligenter Stadt- und Raumplanung. Hier wird Mobilität nicht auf andere und effizientere Techniken verlegt, sondern im Sinne normativer Vorgaben guten Lebens redefiniert und möglichst vermieden. In diesem Sinne schrieb Bundespräsident Horst Köhler (nur wenige Tage vor seinem Rücktritt) den Ingenieuren beim Leipziger Weltverkehrsforum im Mai 2010 ins Stammbuch: „Wer beim Stichwort Innovation nur an schadstoffärmere Autos denkt, springt zu kurz. Lassen Sie uns darum auch Ideen dafür entwickeln, wie unnötige Wege und Transporte von vornherein vermieden werden und wie wir unsere Städte besser planen. Lassen Sie uns überlegen, was uns an unserer mobilen Lebensweise gefällt und was uns bloß Nerven und Zeit kostet, was erhaltenswert ist und was nicht. Ja, lassen Sie uns darüber nachdenken, wie wir eigentlich leben wollen, was gute Mobilitätskonzepte dazu beitragen und wie wir sie für alle attraktiv machen.“

Diese Denkschule ist anspruchsvoller als der grüne Realismus. Sie hält starke Veränderungen des Lebensstils nicht allein aus Klima- und umweltpolitischen Gründen für notwendig, sie sieht den damit eingeleiteten kulturellen Wandel auch als Chance für eine bessere menschliche Entwicklung an. Industriepolitisch stellt sie eine *no harm- und no regret-Strategie* dar, das heißt: Wir gewinnen mit einem Strukturwandel, weil wir gar nicht wirklich verzichten müssen. Denn bei Energieerzeugung, Mobilität, Ernährung und Landnutzung würden überentwickelte Verhältnisse zur Disposition gestellt, die auf jeden Fall änderungsbedürftig sind und deren Änderung ökonomischen Ergebnisnutzen mit sozial-moralischem Prozessnutzen verbinden. Und besser, wir versuchen die Dinge jetzt zu ändern, wo das noch nicht so viel kostet, als später, wenn uns Änderungen teuer zu stehen kommen oder wir nichts mehr ändern können.

Intelligente Mobilität setzt nicht einfach nur bekannte Mobilitätsmuster mit anderen Mitteln fort, wie bei der nun auch in Deutschland favorisierten E-Mobilität, sie stellt fest etablierte und unauflösbar wirkende Einstellungs- und Verhaltensmuster ungeachtet ihrer jeweiligen Primärenergiebasis in Frage. Wir steigern nicht individuelle Mobilität ins Unendliche, wir vermeiden sie, wo es geht, indem wir Wohnort, Arbeitsplatz und Freizeit- bzw. Einkaufsmöglichkeiten wieder in urbanen Verdichtungen ballen oder indem wir unsinnige ökonomische Anreize (wie die Abwrackprämie) und fiskalische Anreize (wie die Pendlerpauschale) abstellen und dafür Bewegungstechnologien von der Körperkraft bis zu supersmar-

ten Stromnetzen fördern. Dazu gehören nicht zuletzt die Erleichterung und Imageverbesserung von Fuß- und Radverkehr, die Förderung von Mitfahrgelegenheiten und *car sharing*, klimaverträgliche Reiserichtlinien, ein alternatives Fuhrparkmanagement von Betrieben und Verwaltungen, der breite Einsatz von Umweltbussen und -taxis und vieles mehr.

Wer damit wieder stärker die Lokalität, Saisonalität und Substantialität des menschlichen Lebens bedenkt, wird als Kunde nicht erwarten, dass er jedes Produkt der Erde jederzeit frisch auf den Tisch bekommt, und von Logistikunternehmen nicht verlangen, jedes Objekt der Begierde aus jedem Winkel der Welt binnen 24 Stunden frei Haus liefern zu können. Die angestrebte Nachhaltigkeit setzt stark auf die Eigeninitiative und Selbstorganisation der Bürgergesellschaft. Doch diese kann nur erfolgreich sein, wenn die politischen Parteien offene Netzwerke und die Gesetzgeber und Umweltverwaltungen materielle und psychologische Anreize bieten. Aus nachdenklichen Konsumenten können kritische Aktivbürger werden, wenn sie ein Gefühl der Selbstwirksamkeit und ein kollektives Bewusstsein ihrer Stärke bekommen.

### There is an alternative

Diskutiert werden derzeit sogenannte *nudges* (Schubser), Anstöße für erwünschte Verhaltensänderungen, und *default-options*, die beste Lösungen als Standards vorgeben und zweitbeste Lösungen nur als opt-out anbieten. Dieser Mechanismus lässt alle Freiheiten: die der aktuellen Wunschbefriedigung und die der reflektierten Verlagerung von Wünschen in die Zukunft. Protagonisten rationaler Nutzenmaximierung halten diese Art der unterstützten Selbstbeschränkung für wider die Natur des Menschen; anderen auch indirekt, durch libertären Paternalismus, Präferenzen nahe legen zu wollen, verstößt für sie gegen eine Grundmaxime freiheitlicher Gesellschaften. Das verkennt freilich, dass individuelle Präferenzbildung (wie am Beispiel der Automobilität demonstriert) stets institutionell vermittelt ist und Menschen die Vehemenz ihrer spontanen Wünsche erster Ordnung durch Wünsche zweiter Ordnung reflektieren und rationalisieren können.

Das ist weder eine ideengeschichtliche Revolution, weil es die allgemeinen Grundsätze reflexiver Modernisierung spiegelt, noch eine politische Utopie – Zügel angelegt hat sich Deutschland jüngst ja auch mit dem Rauchverbot und der Schuldenbremse. Viele möchten gerne rauchen, manche las-

sen es aber früher oder später bleiben, um sich und andere nicht zu schädigen, und stimmen dann womöglich bei einer Volksabstimmung für ein generelles Rauchverbot, nicht zuletzt, um sich selbst vor einem Rückfall in schlechte Gewohnheiten zu bewahren. Die Bundesrepublik, der die Kosten für Zinsen und Zinseszinsen davonlaufen, deckelt durch stufenweisen Defizitabbau weiteres Schuldenmachen.

Der Mechanismus rationaler Selbstbindung besagt, dass Gesellschaften zu einem Zeitpunkt t1 (heute) maßvollen und begründeten Verzicht leisten können, auch wenn dieser erst zu einem späteren Zeitpunkt t2 (morgen) wirksam wird. Und eben darin liegt die Pointe der Wahrnehmung von Klimawandel als Gesellschaftswandel: Menschen gewinnen eine vorausschauende Einstellung gegenüber ihren möglichen zweitbesten Präferenzen in der Zukunft, aber auch gegenüber der Entwicklung dieser Präferenzen über die Zeit hinweg, und machen sich lernfähig für bessere Lösungen. Mit dem TINA-Prinzip wurde nicht nur ein bestimmtes (und im Effekt ganz untaugliches) Wirtschaftsmodell zum Dogma erhoben, es hat auch jeden reflexiven Vorgriff auf die Zukunft abgetötet und Politik zur Verwaltung von Sachzwängen und permanentem Krisenmanagement degradiert.

Die gegenwärtige Krise lehrt, im Futur Zwei denken zu lernen: Was wir in zehn Jahren werden getan haben müssen, damit nachfolgende Generationen in fünfzig oder hundert Jahren anders und besser leben werden. Es lässt sich nicht präzise vorhersagen, wie der Gesellschaftswandel durch Klimawandel verlaufen wird, aber annähernd sind die Richtungen zu bestimmen, die er annehmen kann. Und in Demokratien können die Bürgerinnen und Bürger entscheiden, welche Richtung sie bevorzugen.

Und hier ist Wandel dann auch dringend erforderlich: Denn die politischen Eliten setzen die Politik der kleinen Schritte fort, wo beherzte, zum Teil radikale transformative Schritte notwendig (und auch möglich!) wären; und sie verharren im nationalstaatlichen Rahmen, wo globale Probleme globale Kooperation nach sich ziehen müssten. Instrumente einer neuen Umwelt-, Klima- und Energiepolitik sind vorhanden, für den Übergang in klimaverträglicheres Wirtschaften mangelt es weltweit nicht an Wissen, Kapital, Technologien und *policies*. Die Probleme liegen im politischen Prozess (*politics*) und in der mangelnden Übersetzung der Zwei-Grad-Leitplanke in ein verbindliches globales Abkommen (*polity*).

Der vorliegende Text wurde erstmals publiziert in *APUZ* 32-33/2010, 30.7.2010.

**PROF. DR. CLAUDIUS LEGGEWIE** geb. 1950, ist Professor für Politikwissenschaft, Direktor des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen (KWI) und Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

**Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung**  
**Globale Umweltveränderungen**  
<http://www.wbgu.de/en/home/>  
 de

**Kulturwissenschaftliches Institut Essen**  
<http://www.kulturwissenschaften.de/en/home/index.html>  
 de

# KLIMA DER ZUKUNFT

## WARUM ES SO SCHWER IST, AUF DEN KLIMAWANDEL ZU REAGIEREN

**Der Klimabegriff impliziert Bewirken und Erdulden; diese Ambivalenz teilt er mit dem Kulturbegriff selbst. Fällt es darum so schwer, konkrete Maßnahmen zu beschließen, die den Klimaschutz gleichsam kulturell implementieren?**

Von Thomas Macho



Der See Mývatn in Nordirland. Als abgeschiedene Vulkaninsel im Atlantik ist Island einer der saubersten Orte der Welt. Das Wasser stammt aus naturbelassenen Quellen und Gletschern, wird durch Vulkangestein gefiltert und ist daher außergewöhnlich rein. Foto: Charlotte Collins © Goethe-Institut

Die Frage nach den kulturellen Voraussetzungen und Konsequenzen des Klimawandels wird gegenwärtig in verschiedenen Kontexten diskutiert. Dabei geht es auch um die Frage, was einzelne Individuen gegen drohende Katastrophen ausrichten können. „Sie sind an der Reihe“ heißt zwar das letzte Kapitel in Tim Flannerys programmatischer Analyse der *Weathermakers* (2005); doch erzeugen gerade die konkreten Vorschläge des Autors (auf lediglich fünf Druckseiten) – etwa zum Kauf umweltfreundlicher Kühlschränke – mehr Skepsis als Zuversicht. Wie könnte eine Kultur tatsächlich aussehen, die das Klima schützt und bewahrt?

Kaum jemand zweifelt ernsthaft daran, dass die Menschen während vieler Jahrtausende – spätestens seit dem allmählichen Übergang zu einem sesshaften Leben, der seit Vere Gordon Childes *Man makes himself* (1936) als „neolithische Revolution“ charakterisiert wird – die klimatischen Verhältnisse in ihren jeweiligen Umgebungen beeinflusst und verändert haben; aber die meisten Veränderungen wurden nicht geplant, die meisten Einflüsse unbewusst ausgeübt.

### Kultur = Klima?

So viel ahnte schon Johann Gottfried Herder, als er in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* vor mehr als zweihundert Jahren den Klimabegriff kulturanthropologisch begründete. Das Klima sei – wie die Kultur – ein „Inbegriff von Kräften und Einflüssen“, zu dem alles Lebendige „in einem wechselseitigen Zusammenhange“ beitrage; der Mensch habe das „Feuer vom Himmel“ gestohlen und „auf mancherlei Weise“ Veränderungen des Klimas bewirkt. Europa war einst ein feuchter Wald; das Klima des Kontinents habe seine Einwohner geändert. Selbst Ägypten wäre ohne Polizei und Kunst, so schreibt Herder, ein „Schlamm des Nils“ geworden. Die alte Hochkultur wurde dem Nildelta abgewonnen und einem künstlichen Klima unterworfen, das die Menschen als „eine Schar kühner, obwohl kleiner Riesen, die allmählich von den Bergen herabstiegen“, mit ihrer „schwachen Faust zu verändern“ versuchten. Die Zukunft werde uns lehren, wie weit wir es darin gebracht haben, folgert der Philosoph.

Wie erzeugen, verändern oder erleiden die Menschen ihr Klima? Herder spricht von „kleinen Riesen“ mit „schwacher Faust“, als wollte er die Ambivalenz von Macht und Ohnmacht unterstreichen, die im Umgang mit Klima wie Kultur zum Ausdruck kommt. Bäume, Sümpfe oder Schlammwüsten sind verschwunden; mit dem Klima, so behauptet Herder, haben sich auch die Bewohner der Wälder oder Flusssufer geändert. Kultiviert wurde die Natur, aber das gilt auch für die Menschen selbst. Überwogen die Initiativen oder die Passionen? Offenkundig teilt der Klimabegriff eine Zweideutigkeit von Bewirken und Erdulden mit dem Kulturbegriff selbst. Als Kultur wird bezeichnet, was die Menschen in Bearbeitung der Natur hervorgebracht haben; Kultur ist aber auch, was den Individuen als eine nicht freiwillig gewählte, sondern historische, geografische, sprachliche oder politisch-religiöse Voraussetzung auferlegt wird. Ist Kultur ein Pseudonym für Klima (und umgekehrt)? Fällt es darum so schwer, konkrete Maßnahmen zu beschließen, die den Klimaschutz gleichsam kulturell implementieren?

### Der „soziale Uterus“

Oft genug bringen die Menschen das Klima ihrer konkreten sozialen Umgebung mit dem Erdklima selbst in Verbindung; davon zeugt eine Vielzahl verbreiteter Metaphern: vom „Donnerwetter“, das der Chef über seine Angestellten niedergehen lässt, bis zu den Wolken, die am vormals heiteren Himmel einer Freundschaft aufziehen, von den Blitzen, die ein Augenpaar schleudert, bis zum sonnigen Lächeln der Geliebten, von der allmählichen „Abkühlung“ der Beziehungen bis zur „Eiszeit“ zwischen verfeindeten Parteien oder Konkurrenten, die einander mit frostigen Mienen begegnen. Wer weiß, vielleicht ist der gegenwärtig diskutierte Klimawandel – in seinen abstrakten, überwiegend simulations- und messtechnisch eruierten Erscheinungsformen – überhaupt nur plausibel, weil er auf Erfahrungen mit sozialem Klimawandel abgebildet werden kann; und vielleicht entspringt umgekehrt der Zweifel, wer für das globale Klima verantwortlich und zuständig ist, auch jener Differenzbildung zwischen Mikro- und Makroklima, die sich als Überlebensstrategie der „Insulation“ charakterisieren lässt.

Diesen Begriff prägte Hugh Miller in *Progress and Decline. The Group in Evolution* (1964). Als Insulationen werden die ungeplanten Techniken sozial organisierter Lebewesen beschrieben, den evolutionären Anpassungsdruck zu verringern, und zwar durch die Entwicklung eines Binnenklimas, das sich vom äußeren Klima klar unterscheidet. Wenn beispielsweise Pflanzen enger zusammenrücken, so erzeugen sie in ihrer Mitte ein schattigeres, oft auch feuchteres und günstigeres Klima als in ihrer äußeren Umgebung. Die Pflanzen optimieren ihre Überlebensbedingungen; sie avancieren zu Mäzenen ihrer eigenen Entwicklung. Insulationsprozesse steigern den Schutz; sie eröffnen die Möglichkeit, „ökologi-

sche Nischen“ zu errichten und zu bewohnen, so Dieter Claessens in *Das Konkrete und das Abstrakte* (1980): „Während die Evolution auf die Säugetiere hin die Nischenfunktion einem überlebensfreundlichen Medium wie Wasser, dann dem eindeutigeren Schutz des Eies, zuletzt dem Mutterlebewesen selbst übertragen hat (das sofern direkt der Mäzen des Nachwuchses wird und selbst in sich jenes künstliche Innenklima entwickelt, das die Voraussetzung für anspruchsvollere Entwicklung ist), wendet sich auf den Menschen zu die Entwicklung in gewisser Weise um: jetzt wird der Uterus wieder ein sozialer Raum, was ja nichts anderes bedeutet, als dass ein Teil der Schutzfunktion, den der mütterliche Innenraum übernommen hatte, nun wieder nach außen verlagert wird, was nicht möglich wäre, wenn ein solcher Außenraum nicht vorher geschaffen würde: der ‚soziale Uterus‘.“

### Das Klima als kulturelle und ästhetische Inszenierung

Mit anderen Worten: Menschen sind – als Spezialisten sozialer Insulation – auch Experten in der Hervorbringung eines günstigen Binnenklimas für ihr eigenes Überleben. Sie generieren ihr kleines Privatklima, indem sie beispielsweise im Winter die Wohnstätten heizen und im Sommer klimatechnisch kühlen, auch wenn gerade diese Maßnahmen das äußere Klima negativ beeinflussen. Sie finden die Nachricht schwer glaubhaft, dass der partielle Verzicht auf Regelungen des Binnenklimas womöglich zu einer besseren Regelung des Außenklimas beitragen könnte. Zwar gehört gerade diese Botschaft zum Kanon zeitgenössischer Diskurse; doch widerspricht sie auch einer seit mehr als hundert Jahren eingeübten Explikation des Klimas als kultureller und ästhetischer Inszenierung. Während die meisten agrarischen Hochkulturen – von den Reichen des alten Orients bis zu den frühneuzeitlichen Staaten Europas – die vielgestaltigen Erscheinungen des Klimas als günstige oder ungünstige Vorzeichen des eigenen Überlebens zu studieren und zu deuten lernten, hat sich im Zeitalter industrieller und medientechnischer Modernisierung der Abstand zwischen Binnen- und Außenklima so radikal erweitert, dass selbst die schlimmsten Prognosen nur mehr wie Theaterstücke oder Katastrophenfilme wahrgenommen werden können.

### Wetterkommunikation in modernen Gesellschaften

Wir sind – wie Peter Sloterdijk trefflich in *Schäume. Sphären. Plurale Sphärologie* (2004) kommentiert hat – zu einem Klimapublikum mutiert: „Die moderne Meteorologie (im 17. Jahrhundert von griechisch *metéoros*: ‚in der Luft schwebend‘, entlehnt) – die Wissenschaft der ‚Niederschläge‘ und aller sonstigen im Himmel aufblitzenden oder in der Höhe schwebenden Körper – hat durch ihre erfolgreichste publizistische Form, den sogenannten *Wetterbericht* (*informations météorologiques, weather news*), den Bevölkerungen moderner Nationalstaaten und politischer Mediengemeinschaften eine histo-



risch neue Konversationsform auferlegt, die man am besten als ‚klimatologische Lagebesprechung‘ charakterisiert. Moderne Gesellschaften sind wetterdiskutierende Gemeinschaften in dem Maß, wie ein offizielles Klima-Informationswesen den Bürgern die Themen ihrer Selbstverständigung über die herrschenden Wetterverhältnisse in den Mund legt. Durch mediengestützte Wetterkommunikation verwandeln sich moderne Großkommunen, die viele Millionen Mitglieder umspannen, in dorfartige Nachbarschaften, in denen man sich darüber austauscht, dass es für die Jahreszeit zu heiß, zu kalt, zu regnerisch oder zu trocken ist. [...] Moderne Wetterberichterstattung formt Nationalbevölkerungen zu Zuschauern eines Klima-Theaters, indem sie die Rezipienten dazu anhält, die persönliche Wahrnehmung mit dem Lagebericht zu vergleichen und sich eine eigene Meinung über das laufende Geschehen zu bilden. Indem sie das Wetter als Vorstellung der Natur vor der Gesellschaft beschreiben, versammeln die Meteorologen die Menschen zu einem Publikum von Kennern unter einem gemeinsamen Himmel; sie machen aus jedem Einzelnen einen Klimarezensenten, der die aktuellen Darbietungen der Natur nach seinem persönlichen Geschmack bewertet.“

Die Theatralisierung des Klimas rechnet allemal mit einem sozialen Wetter als gemachtem Wetter, mit Klimaingenieuren als Autoren und Regisseuren überzeugender Erzählungen und Bilder; sie begreift Klima und Wetter als Ergebnisse einer Strategie, eines Plans. Dieser Plan kann die Verbesserung des eigenen Binnenklimas bezwecken, aber auch die Verschlechterung des feindlichen. Nicht zufällig, so Peter Sloterdijk in *Luftbeben. An den Quellen des Terrors* (2002), zählt der Angriff mit Giftgas zu den exemplarischen Aktionsformen moderner Kriege; er zielt nicht mehr auf die Körper der Feinde, sondern auf ihre Umgebung, ihre Atmosphäre, ihr Klima: „Das 20. Jahrhundert brach spektakulär enthüllend am 22. April 1915 an mit dem ersten Großeinsatz von Chlorgasen als Kampfmittel durch ein eigens hierfür eingerichtetes ‚Gasregiment‘ der deutschen West-Armeen gegen französisch-kanadische Infanteriestellungen im nördlichen Ypern-Bogen. In den vorausgehenden Wochen hatten deutsche Soldaten in diesem Frontabschnitt, vom Feind unbemerkt, Tausende von versteckten Gasflaschen zu Batterien bisher unbekannter Typs am Rand der deutschen Gräben eingebaut. Exakt um 18 Uhr wurden von Pionieren des neuen Regiments unter dem Kommando von Oberst Max Peterson 1600 große (40 kg) und 4130 kleinere (20 kg) mit Chlor gefüllte Flaschen bei vorherrschendem Nord-Nordostwind geöffnet. Durch dieses ‚Abblasen‘ der verflüssigten Substanz breitete sich circa 150 Tonnen Chlor zu einer Gaswolke von etwa 6 Kilometern Breite und 600 bis 900 Metern Tiefe aus.“ Solche Erfahrungen haben die Mentalität moderner Kulturen geprägt. Sie bilden, folgen wir Marshall McLuhan in *Understanding Media. The Extensions of Man* (1964), die erschreckenden Kulissen für die kollektive Sehnsucht nach der Verwandlung des Men-

schen in einen „kosmischen Froschmann“, der mit technologischem Raffinement „Wohnmöglichkeiten“ verwirklicht, „die von der Raumkapsel bis zu Warmluftwänden reichen“; sie haben aber auch die Philosophie des 20. Jahrhunderts nachhaltig inspiriert: von Wittgensteins *Tractatus* bis zu Heideggers „Vorlaufen in den Tod“, von Sartres *L'être et le néant* bis zu Peter Sloterdijks *Sphärologie*. Nicht zufällig wurden Wittgenstein, Heidegger oder Sartre – im Ersten Weltkrieg, an der Ostfront und bei der Ludendorff-Offensive, oder im Zweiten Weltkrieg, an der Maginot-Linie – als Wetterbeobachter eingesetzt. Sie sollten die Bewegungen von Wind und Wolken prognostizieren, um die Reichweite der eigenen und der feindlichen Artilleriegeschütze besser abschätzen zu können.

### Utopie und Mode

Wie sollen wir die künftigen Veränderungen des Erdklimas beurteilen, wenn selbst die Philosophen im Ernstfall nur die allernächsten Ereignisse voraussagen können? Wer von der Zukunft sprechen will, muss ja zwischen Nah- und Fernzukunft unterscheiden. Nahzukunft ist in einer Stunde, morgen, in der kommenden Woche, im nächsten Herbst oder Frühjahr. Der äußerste Schattenwurf der Nahzukunft reicht wohl nicht weiter als eine Legislaturperiode oder Fußballweltmeisterschaft. Fernzukunft ist dagegen das neue Jahrhundert, ein Zeitalter technischer Triumphe oder katastrophaler Niederlagen. Die Fernzukunft wird in Epochen gegliedert; ihr Stichwort heißt Utopie, das Stichwort der Nahzukunft: Trend. Ausgehend von dieser Unterscheidung könnte gefragt werden, ob nicht der aktuelle Verlust positiver Fernzukunft – gewöhnlich als Krise der Utopien diskutiert – die Aufmerksamkeit für Nahzukunft steigert, das Interesse für Moden und Strömungen. Selbst die Politik denkt nur mehr selten im Zeithorizont des ägyptischen Traumdeuters Josef, der dem Pharao immerhin ein klimaprognostisches Planungskonzept für mehr als drei Legislaturperioden (sieben fette Jahre, sieben dürre Jahre) entwickelte. Welche Zukunft wird mit welchen Techniken der Planung und Vorhersage erreicht? Im Altertum wurde das Orakel für die Nahzukunft bevorstehender Entscheidungen in Anspruch genommen; die Astrologie wurde dagegen auch zur Konstruktion von Epochen und Fernzukunft eingesetzt. Und heute? Welche Reichweite kann etwa mit der Statistik bewältigt werden? Wie verlässlich sind Szenarien, die mit Hilfe von Computersimulationen aufgebaut werden? Schon die Rede von Frühwarnsystemen signalisiert, dass die aktuelle Dominanz der Nahzukunft womöglich auch mit technisch-methodischen Schwierigkeiten bei der Konstruktion von Fernzukunft – sei es in Politik, Ökonomie oder Ökologie – zusammenhängt.

Dann aber ist das Risiko hoch, dass wir das Klima der Zukunft nur solange diskutieren werden, als dieses Thema den gerade aktuellen Regeln politischer Kontroverse entspricht. Vor einem Vierteljahrhundert war es noch opportun, den be-

vorstehenden Nuklearkrieg zu imaginieren, während vor sechzig Jahren das Glück einer atomaren Zukunft begeistert und enthusiastisch gefeiert wurde; damals schwärmte sogar Ernst Bloch in *Das Prinzip Hoffnung* (1959) von einem technisch bewirkten Klimawandel: „Einige hundert Pfund Uranium und Thorium würden ausreichen, die Sahara und die Wüste Gobi verschwinden zu lassen, Sibirien und Nordkanada, Grönland und die Antarktis zur Riviera zu verwandeln.“ Auch im 21. Jahrhundert werden wir in Kulturen hineingebo- ren, die wir ebenso wenig selbst gemacht haben wie das herrschende Klima – und wie das Klima kann die Kultur als Schicksal und Projekt zugleich betrachtet werden. Klimawan-

del ist Kulturwandel und umgekehrt. Selbst radikale Ände- rungen der klimatischen und kulturellen Bedingungen des Le- bens dürfen lediglich auf jene Flexibilität hoffen, die ein Blick auf die vergangene Geschichte der Menschheit, der „kleinen Riesen“ im Sinne Herders, sichtbar werden lässt. Mit Recht bemerkte der Weimarer Gelehrte in seinen *Ideen zur Philoso- phie* der Geschichte der Menschheit, es finde sich vielleicht einmal „ein eigner Reisender“, und womöglich sogar eine neue Wissenschaft und Philosophie, die „ohne Vorurteile und Übertreibungen für den Geist des Klimas“ denkt und han- delt. Diese Hoffnung ist allerdings bis heute nicht eingelöst worden.

Dieser Text wurde erstmals publiziert in

<http://www.goethe.de/wis/bib/prj/hmb/the/kli/de5328757.htm>

Copyright: Goethe-Institut e. V., Humboldt Redaktion, November 2009.

**THOMAS MACHO** ist seit 1993 Professor für Kulturgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Er ist Mitbegründer des Hermann von Helmholtz-Zentrums für Kulturtechnik. Zuletzt hat er sich ausgiebig mit Fragen des Klimawandels befasst. Er ist Mitherausgeber des Katalogs zur Ausstellung im Deutschen Hygiene-Museum Dresden: *Zwei Grad: Das Wetter, der Mensch und sein Klima* (2008).

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

**Zwei Grad: Das Wetter, der Mensch und sein Klima**

<http://www.dhmd.de/neu/index.php?id=1318>

de

# KLIMA, ÖKO UND GRÜNE TECHNIK

## WIE SICH DIE UMWELTPROBLEME IN DER SPRACHE NIEDERSCHLAGEN

Das Bewusstsein für Umweltprobleme seit den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts hat in den Gesellschaften, in denen diese Probleme viel diskutiert werden, auch eine eigene Sprache hervorgebracht. Besonders das Deutsche ist reich an neuen Wörtern, die sich der Umweltproblematik verdanken.

Von Rolf-Bernhard Essig



*La Jamais Contente* im Jahre 1899, seinerzeit das schnellste Fortbewegungsmittel.

Foto: Archiv © Goethe-Institut

Sprach-Arbeiter sind eine wunderliche Spezies. Wir können einfach die Wörter im Besitz ihrer Bedeutungen nicht ungestört lassen. Wie misstrauische Zuschauer einer Zaubershow sehen wir der Sprache ganz genau auf die Finger. Das hat schon deshalb seine Berechtigung, weil die Sprache wirklich überall ihre Finger drin hat! Und Sprache richtig zu verstehen, kann wichtig, ja überlebenswichtig sein. Das fängt schon damit an, die Gebrauchsanweisungen der vielen elektronischen Helfer im Alltag richtig zu deuten. Wer sich in der Badewanne föhnt, erlebt mit großer Wahrscheinlichkeit unangenehm Elektrisierendes. Auch außerhalb der technisch exakten Fachsprachen wächst die Bedeutung von Sprache und richtigem Verstehen. Die Alltags-, Medien- und Politiksprache, sie beeinflussen mit Macht alle Bereiche des Lebens.

Ein Klima entsteht durch sie, das bestimmten Buchstaben, Worten und Wortzusammensetzungen besonders günstig ist. So schießen plötzlich Begriffe, Schlagwörter, Buchstaben ins Kraut und wuchern fröhlich durch unseren Alltag, was in unserem kollektiven Denken zu vielfältigsten Früchte führt. Ein

aktuelles Beispiel ist das höchst fruchtbare Wort „Klima“ selbst: Es lässt sich prima kreuzen mit allerlei anderen Wörtern, von der Klimaanlage über den Geschäftsklimaindex bis hin zum Klimagipfel und zur Weltklimakonferenz. Viele Leute machen sich Sorgen um das Klima – die einen fürchten verregnete Open-Air-Konzerte, die anderen eine dramatisch steigende Erderwärmung.

Doch ursprünglich hat das Wort gar nichts mit Wetterverhältnissen zu tun. Wenn man im Altgriechischen „klima“ sagte, so meinte man nicht einen Mix aus Temperatur, Luftdruck, Windstärke, Luftfeuchtigkeit und Sonnenscheindauer. Man meinte die Erdneigung. „Klima“ hatte sich nämlich aus dem griechischen Wort „klinein“ für „niederlegen, sich neigen“ entwickelt. Wenn man ausdrücken wollte, dass die Erde sich vom Äquator aus gegen die Pole neigt, so sagte man zu diesem Phänomen „die Neigung“, eben „klima“.

Erst in der frühen Neuzeit bekam das griechische Lehnwort eine andere Bedeutung. Man verstand das mit dem Äquator

offenbar geografisch. Im 16. Jahrhundert kann man lesen, dass „Klima“ etwas mit Wärme und Witterungsverhältnissen zu tun habe. Von da ab fragt man sich, wie die Menschen jemals ohne dieses Wort auskommen konnten. Reisende durften ihre schlechte Laune endlich auf das feuchte, das heiße, das unerträglich wechselhafte Klima schieben. Gärtner hatten eine Entschuldigung dafür, dass ein Zitronenbaum in einem rauen Klima einfach nicht gedeiht. Auch konnten Angestellte endlich ihre Schwierigkeiten in der Firma zusammenfassen: schlechtes Betriebsklima!

Schon in der Goethezeit war man überzeugt, das Klima beeinflusse den Menschen. So schrieb der Dichter E. T. A. Hoffmann: „Klima, Vaterland, Sitten, ... wie sind sie es nur, die des Weltbürgers äußere und innere Gestaltung bewirken!“ Sogar die Seelenlage einer Stadtbevölkerung ließ sich so umschreiben, wie Ludwig Börne es 1832 in seinen *Briefen aus Paris* tat: „Das moralische Klima von Paris that mir immer wohl ... rasch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und stürzte mich jubelnd in das frische Wellengewühl.“

Die beste Wortschöpfung mit Klima gelang aber zweifellos Friedrich Schiller in seinem Drama *Die Räuber*. Auf die Frage, wie man denn ein richtiger Gauner werde, antwortet der Gauner Spiegelberg: „... zu einem Spitzbuben wills Grütz [Gehirn] – auch gehört darzu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima ...“

Ob man in Deutschland tatsächlich „Nationalgenie“ fürs „Spitzbubenklima“ hat? Das lasse ich mal lieber offen. Eine Musikband der „Neuen Deutschen Welle“ (einer Musikströmung in den achtziger Jahren in Deutschland), war jedenfalls überzeugt, dass es ein sehr gutes Klima sei, und nannte sich vor dreißig Jahren: „Prima Klima“. Der eingängige Reim existierte wohl schon zuvor, doch erst seit damals findet man ihn tausendfach in der Alltags- und Geschäftssprache. „Prima Klima!“, das wünschen sich auch heute alle. Doch die verantwortungsferne Lockerheit und Verspieltheit der Achtziger ist aktuell einem Ernst gewichen, einer Dringlichkeit, ja apokalyptischen Tönen.

## Energiewende

In den Wochen nach der Atomkraftwerkskatastrophe Fukushimas im Frühjahr 2011 erlebte man etwas Vergleichbares, allerdings in viel rasanterer und gleichzeitig potenziertes Form. Geradezu erschütternd wirkt, wie nach der mehrfachen Kernschmelze samt Explosionen in Japan die Politik, viele Vertreter der Öffentlichkeit und der Medien vor allem in Deutschland fluchtartig umweltpolitische Positionen verließen, die sie jahrelang für wohlfundiert erklärt hatten. Natürlich fordern veränderte Umstände veränderte Handlungsweisen. Ein indianisches Sprichwort der Lakota fordert:

„Wenn du erkennst, dass du ein totes Pferd reitest, steige ab!“ Gleichwohl wundert man sich über das, was manche Zeitungen mit beinahe grimmigem Humor „Positionsschmelze“ nannten. Ein Wortwitz, der das Abschmelzen von eisenfest wirkenden Positionen zusammenbringt mit der vor Kurzem zugegebenen Kernschmelze in drei der japanischen Reaktoren.

Wir sind in Deutschland Zeugen einer abrupten „Energiewende“ – wieder einmal. Das Wort „Energiewende“ gelangte nämlich schon 1980 in die Öffentlichkeit, genauer gesagt mit dem Alternativ-Bericht des Öko-Instituts, in dem von „Wachstum und Wohlstand ohne Erdöl und Uran“ im Titel die Rede war. Ab da kam das Schlagwort in immer höherer Frequenz im öffentlichen Sprachgebrauch vor. Wer heute den Begriff „Energiewende“ in eine Internet-Suchmaschine eingibt, erhält fast eineinhalb Millionen Treffer. Das sprachliche und soziale Klima für das Thema „Energiewende“ ist also bestens. Wie sie sich gestalten wird, ist eine andere Frage.

Wenigen wird klar sein, dass diese Wende direkt mit einem anderen Wort zu tun hat, mit der Katastrophe. Wörtlich übersetzt heißt der ebenfalls aus dem alten Griechischen stammende Begriff „Katastrophe“ zuerst „Umwendung, Umkehr, Wende“, dann als Terminus technicus des Theaters „Wendung der Handlung zum Schlechten, zum Untergang des Helden“. Die Klima-Katastrophe, von der viel zu lesen ist, könnte man also auch als „Klima-Wende“ übersetzen, die ebenfalls in aller Munde ist; von der „Stromwende“ zu schweigen. Man könnte statt „-wende“ auch überall von „Revolution“ sprechen, denn auch der aus dem Lateinischen stammende Begriff „Revolution“ heißt wörtlich nur „Umdrehung, Umwälzung“, ist also eine Form von Wende.

Eine Revolution verspricht die globale Hinwendung zur erneuerbaren oder regenerativen Energie, also zum Beispiel Solarenergie oder Windkraftwerke. Als Sprachexperte rümpft man da die Nase, denn der Ausdruck ist ja sprachlich-technischer Nonsens. Der Energie-Erhaltungssatz in der Physik gilt für geschlossene Systeme, und ab einer gewissen Entropie können wir Energie nicht mehr nutzen. In diesem physikalischen Sinne ist sie verbraucht. Der Begriff „erneuerbare Energie“ hat sich aber nun einmal durchgesetzt und wurde eingebürgert. Wer wollte da noch gegen Windmühlenflügel anrennen?

„Erneuerbare Energie“ klingt auch zu schön in der Politik-, Lobby- und Alltagssprache, als gäbe es eine Energie, die unendlich zur Verfügung stehe, die keine zusätzlichen CO<sub>2</sub>-Emissionen bewirke, Ressourcen schone oder in den nächsten paar tausend Jahren sicher nicht verbraucht werden könne. Das gilt durchaus für die Sonnen-, Erdwärme und Wellen-, Windenergie, für die Wasserkraft aus Stauseen schon nicht

mehr ohne Weiteres und ist bei Energie aus Biomasse (Erdöl, Holz, Kohle etc.) Quatsch.

Unzufriedenheit, wie sie in meiner Sprach- und Sachkritik greifbar wird, ist nicht unbedingt etwas Schlechtes. Sie kennzeichnet den Menschen überhaupt, und vielleicht zeichnet sie ihn sogar aus; besonders den Techniker und Handwerker, der aus Unzufriedenheit mit Schwächen bestehender Systeme immer neue Lösungen sucht oder gleich selbst entwickelt.

### Elektroauto vor 100 Jahren

Ob deshalb Camille Jenatzy, ein Belgier, sein torpedoförmiges *Elektroautomobil* (!) „La Jamais Contente“ nannte, also „Die niemals Zufriedene“? Am 29. April 1899 knackte er mit der niemals Zufriedenen als erster Mensch die Hundertstundenkilometer-Marke. 105,882 km/h! 1899! Damals stand keinesfalls fest, dass der Verbrennungsmotor als Antrieb des 20. Jahrhunderts das Rennen machen würde, fuhren doch E-Mobile wesentlich schneller und sauberer, Dampf-Automobile wesentlich zuverlässiger. Nicht auszudenken, wenn sich die E-Wagen damals durchgesetzt hätten! So aber sorgte billiges Öl und vor allem die Erfindung des elektrischen Anlasses für einen Siegeszug der Verbrennungsmotoren.

Dabei erlebte um 1900 die Elektrizität einen Boom sondergleichen, und das weltweit. 1879 wurde die erste elektrische Lokomotive gebaut und wenig später, 1881, fuhren erste elektrische Straßenbahnen, die damals schon bald einen Spitznamen bekamen, den sie bis heute teils noch tragen. Man nannte sie einfach nur „die Elektrische“. Dieser Boom war eigentlich schon der zweite E-Boom, denn er fußte hauptsächlich auf den Erkenntnissen von Forschern aus dem 18. und frühen 19. Jahrhundert. Sie machten so bahnbrechende Entdeckungen, dass wir den Namen dieser Forscher auf Schritt und Tritt begegnen. Ein Autor nannte sie einmal sehr pfeifig „Maßmenschen“, weil nach ihnen Maßeinheiten benannt wurden: André Marie Ampère, Antoine Henri Becquerel, Charles Augustin de Coulomb, Michael Faraday, James Prescott Joule, Isaac Newton, Georg Simon Ohm, Alessandro Graf Volta und natürlich James Watt, um nur einige zu nennen.

### Die Karriere des Wortes Öko

Nur eine radikale Ökodiktatur wäre wohl in der Lage, die Klimawende (zur Verhinderung der Klimakatastrophe) schnell genug herbeizuführen. Trotzdem droht uns eine solche Diktatur nicht wirklich. Nur sprachlich hat Öko in westlichen Ländern, vor allem Deutschland, rasant an Bedeutung gewonnen. Was noch vor fünfzehn Jahren ein beliebtes Schimpf- und Spottwort war, ist heute in den Chefetagen, Medien und Supermärkten angekommen. Über den „Ökoterror“ wurde frü-

her in konservativen Kreisen gern geklagt. Heute geschieht das fast nicht mehr. Selbst die konservative Zeitung „Welt“ schreibt von der kommenden „Ökokratie“ ohne Gänsefüßchen. „Ökokratie“ klingt netter als „Ökodiktatur“ und mehr nach Demokratie. Direkt übersetzt, hieße „Ökokratie“ etwa: „Herrschaft der Ökos“ oder „Herrschaft der Ökologie“. Das schreckt heute kaum noch jemanden, weil die ehemals belächelten Grünen und Alternativen, auch genannt „Ökofreaks“ und „Ökorebellen“, geschäftlich reüssieren und in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind. Besonders wichtig ist dabei, dass sie beweisen konnten: Ein gewisser „Ökotouch“ kann direkt sexy sein. Niemand hat mehr Angst vor dem „Ökomann“ oder der „Ökofrau“. Öko ist in, Öko ist cool und ein Verkaufsargument dazu. Deshalb gibt es neben den paar beschimpften bösen „Ökowichten“ inzwischen die „Ökorepublik“, „Ökowaren“, „Ökotest“, „Ökobauern“ mit „Ökosaat“ und „Ökowane“ sowieso, von Ökowindeln zu schweigen. Über den „Ökofußballer“ und den „Ökozoo“, der vielleicht die aussterbende Rasse der „Öko-Schweine“ aufnehmen sollte, lachen selbst Ökonomen nicht mehr, die einen „Ökoökonom“ hervorgebracht haben: Er heißt Ottmar Edenhofer und ist der weltweit erste Professor für „Ökonomie des Klimawandels“ an der TU Berlin und wurde von den Potsdamer Neuesten Nachrichten tatsächlich als „Öko-Ökonom“ titulierte. Wenn er über das „Öko-Haus“ nachdenkt, beißt sich freilich die Sprachkatze in den Schwanz, denn „Öko“ kommt vom altgriechischen Wort „oikos“, und das heißt „Haus“. Ein Öko-Haus ist also ein Haus-Haus. Die Ökonomie war also erst einmal eine „Haus-Wirtschaft“, woraus sich dann ein Fachbegriff für Landwirtschaft und dann erst für die Wirtschaftswissenschaften entwickelte. Die ganze fesche Öko-Mode bezieht sich dagegen auf das Grundwort „Ökologie“, das der Biologe Ernst Haeckel vor 135 Jahren erfand. „Oikos“ kann ja nicht nur Haus, sondern auch Heimat bedeuten, so dass die Ökologie eine Heimat-, dann eine Umweltkunde wurde, die sich wissenschaftlich mit den Wechselbeziehungen der dort existierenden Wesen und deren Lebensumständen beschäftigte.

Und noch eine Wende zeigt sich in Sprache und Realität gleichermaßen, die im allgemeinen Bewusstsein noch gar nicht so richtig angekommen ist. Wer in den siebziger Jahren der ökologiebewussten Grünen Partei beitrug, bewies im Lebensstil Rückwärtsgewandtheit. Man trug selbstgestrickte Pullover, pazifizierte Bundeswehrparkas und sogenannte Jesuslatschen oder Turnschuhe, wohnte auf dem Land, wo man alternative Lebensformen in Kommunen ausprobierte. Ein Kraftfahrzeug zu besitzen, glich fast schon einem Sündenfall, wenn es sich nicht um Autos handelte, die nach Tieren benannt waren: einen alten Käfer, eine alte Ente oder einen alten Bully. So verständlich und sinnvoll diese Haltung als Opposition einer besinnungslosen Technokratie gegenüber war, so vernünftig und begrüßenswert ist die heutige Hinwendung zur grünen Technologie. Die sogenannte Grüne Technik

begeistert nicht nur grüne Politiker und grüne Wähler, ja die meisten Bürger, die sich vorstellen können, demnächst sogar in „Greencity“ zu leben. Ein Grüner der ersten Stunde versteht viele heutige Grün-Vokabeln gar nicht, was wiederum beweist, wie das Klima einer Gesellschaft und der tatsächliche Klimawandel die Sprache binnen weniger Jahrzehnte ändern können.

Was der Naturphilosoph Heraklit vor 2.500 Jahren sagte, stimmt eben immer noch und sogar potenziert: „Alles fließt.“ Der Strom fließt, die Informationen fließen besonders schnell

und effizient, aber auch die Sprache fließt munter; jedenfalls, wenn man keine lange Leitung hat, sondern auf Draht ist und unter Hochspannung steht. Nicht jeder Schlag, der einen trifft, ist ja hinderlich. Der plötzliche Stromfluss kann einem ein Licht aufgehen lassen und zu einer plötzlichen Erleuchtung verhelfen.

Dann feuern die Neuronen wild ihre kleinsten, doch höchst förderlichen Stromimpulse, und es funkt sehr produktiv zwischen den Arealen des immer noch komplexesten Gegenstands im Universum: dem menschlichen Hirn.

---

**ROLF-BERNHARD ESSIG** ist freier Autor und Publizist und lebt in Bamberg. Besonders bekannt sind seine Bücher zur Geschichte deutscher Redensarten.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

# IST DER KLIMAWANDEL EIN THEMA FÜR DIE LITERATUR? ÜBER MEIN BUCH *EISAU*

Obwohl der Klimawandel eines der dringendsten Probleme der Gegenwart ist, gibt es nur wenige literarische Auseinandersetzungen mit diesem Thema. Eine Ausnahme bildet Ilija Trojanows Roman *EisTau*. Im folgenden Text erläutert der Autor, warum er sich dieses Themas angenommen hat.

Von Ilija Trojanow



Thingvellir Nationalpark, Island. Foto: Charlotte Collins © Goethe-Institut

Ich kann mich nicht erinnern, wann mir „Klimawandel“ und „Treibhauseffekt“ zuerst begegnet sind. Das Thema erscheint mir so vertraut, als begleite es mich schon ein Leben lang, aber das kann nicht stimmen, es kann nicht mehr als fünfzehn Jahre her sein. Bevor ich das erste Mal etwas über den CO<sub>2</sub>-Ausstoß gehört habe, war ich schon mit den grausamen Folgen der Desertifikation konfrontiert worden. Einer meiner ersten Texte entstand unter dem Eindruck einer Klassenfahrt durch Dürregebiete zum Turkana-See in Nordkenia. Es war eine pathosgeladene Elegie über finales Unrecht und extremste Armut, betitelt „Die Trauer vertrockneter Flüsse“.

Der Anblick von ausgemergelten Menschen begleitete mich noch Monate später, es dauerte eine Weile, bis ich das Gefühl tiefer Beunruhigung verdrängt hatte. Als ich mir also die konkreten Folgen der globalen Erwärmung vorzustellen versuchte, kam mir eine Frau aus dem Norden Kenias in den Sinn, deren Haut von den Knochen hinab hing und die sich an meinem Arm festkrallte, während sie unablässig forderte, dass ich mich nicht entferne, bevor wir nicht die Dürre gemeinsam überwunden hätten. Ein Grad oder zwei Grad oder drei Grad Erwärmung, sechzig Zentimeter oder achtzig Zen-

timeter Erhöhung des Wasserpegels, 450 oder 500 ppm CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre – solche extrapolierten und umstrittenen Werte implizieren katastrophale Szenarien, aber sie machen die Bedrohung nicht sichtbar. Sie entzünden nicht die Phantasie. Während ich die ausgemergelte Frau bis zum heutigen Tag nicht vergessen habe, fällt es mir schwer, mir die düsteren Prognosen, die ich in den letzten Jahren verstärkt wahrgenommen habe, zu merken.

## Die Bedrohung sichtbar machen

Wahrscheinlich habe ich deswegen einen Roman über einen Glaziologen geschrieben, dessen Gletscher in einem der heißen Sommer dieser Jahre eingegangen ist. Er ist verzweifelt und ratlos, er versinkt in eine Sinnkrise, wird zunehmend skeptischer hinsichtlich unserer Zivilisation, lehnt unsere Wirtschaftsweise, Lebensart und Spiritualität ab. Zwischenzeitliche Beglückung findet er an jenem Ort, an dem Eis und Gletscher (noch) nicht von der Großen Schmelze bedroht sind, in der Antarktis. Also heuert der ehemalige Glaziologe auf einem Kreuzfahrtschiff an, als Lektor. Doch so sehr ihn die Unberührtheit der Antarktis beseelt, so sehr bekümmert

ihn das Wissen um ihr Schicksal, sollte sich der Mensch einmal ihrer bemächtigen. Visionen von ihrer Vergewaltigung und Plünderung belagern ihn, ausgelöst von Kleinigkeiten, von einer Zigarette, die ein Soldat zwischen Pinguinen wegwirft, von der Havarie eines anderen Schiffes und von den arroganten oder unbedachten Äußerungen der Passagiere an Bord. Die Antarktis ist der letzte heilige Hain auf Erden – die Vorstellung ihrer Zerstörung ist für den Gletscherforscher unerträglich. Er muss verhindern, dass die Menschheit weiter in die Antarktis eindringt.

Wenn man für einen Roman recherchiert, wird einem manches klarer und manches zum ersten Mal bewusst. So auch, dass die Antarktis als einzige Region der Erde durch einen internationalen Vertrag vor wirtschaftlicher Nutzung und territorialen Ansprüchen geschützt ist. Während die Anrainerstaaten es nicht erwarten können, die Bodenschätze der Arktis abzubauen, gilt der Antarktis-Vertrag immerhin bis 2048. Während das Ende der Arktis schon nüchtern berechnet wird, lässt sich die Antarktis noch bewahren. Die Polkapen sind tatsächlich die extremen Gegensätze unserer Zeit: einerseits saisonales Eis, andererseits Festland, einerseits unaufhaltsame Schmelze, andererseits ein viertausend Meter tiefer Eisschild, einerseits zum Untergang verdammt, andererseits leidlich geschützt, einerseits Spiegel unserer Destruktivität, andererseits Symbol unserer Erleuchtung. Auf den Punkt gebracht: oben böse, unten gut, oben Hölle, unten Himmel.

### Gedächtnis der Erde

Die Antarktis ist nicht nur ein wundersam natürlicher Ort, bestehend aus uralten Formationen aus Eis und Gestein, durchwandert nur von stillen Vögeln, die flüchtige Nachrichten in den monochromen Himmel zeichnen, sondern auch eine gewaltige Vorratskammer, die das frischeste Wasser und die reinste Luft, die wir auf Erden haben, enthält. Das Eis ist zudem eine Art Gedächtnis der Erde. Die Eisbohrungen des europäischen Eiskernprojektes in der Antarktis haben schon eine Tiefe von 900 000 Jahren erreicht. Und entlang des Weges hinab wird unsere planetarische Vergangenheit sichtbar, und unübersehbar, wie wir innerhalb weniger Jahrhunderte eine zerstörerische Wucht entfaltet haben, die man nur als manisch bezeichnen kann. Wenn man den Schmutz am Ende einer eisigen Stange der Reinheit sieht, verspürt man das Gefühl, als Mensch eine Zumutung zu sein. Und man fragt sich, ob Humanismus als Ideal noch ausreicht. Wir haben so viel Energie darauf verwendet, den Menschen zu retten (zumindest, sein Los zu erleichtern), dass wir uns nun fragen müssen, wie wir die Natur erlösen können. Denn sie leidet nicht unter der Vergänglichkeit (wie Paulus im Römerbrief behauptet), sondern unter der Menschheit. Auch das wird plastisch sichtbar am Rande der Antarktis, in den Pockennarben menschlicher Besiedelung, den Ruinen von Walfangstationen, verrostete Massenvernichtungsanlagen. Wo sich der Mensch

auch ansiedelte, es dauerte nicht lange, bis die industriell wertvolle Fauna ausgerottet wurde. Vor den Walfischen wurden die Pelzrobben gehäutet, bis die Robben ausgingen, dann die See-Elefanten erschlagen und die Öfen mangels Brennstoff mit Pinguinen geheizt, und als die See-Elefanten ausgingen, verkochte man die Pinguine zu Öl. Alles wurde verwertet – dem tatkräftigen Menschen gelingt es immer wieder, der Natur ihren verschwenderisch nichtsnutzen Umgang mit den eigenen Ressourcen vorzuführen. Die Wale verschwanden, die Stationen wurden aufgegeben. Hier hat man sie in einer Bucht: die traurige Geschichte menschlicher Gier und Maßlosigkeit. Und es ist entscheidend zu verstehen, dass die Walfänger, die in einem guten Jahr bis zu vierzigtausend Wale verkochten, sich nicht vorstellen konnten, dass es eines Tages keine Wale mehr geben könnte. So wie auch heute manche argumentieren, wir könnten der Erde nichts anhaben. In dem Buch *Kollaps* beschreibt Jared Diamond, dass die meisten Zivilisationen sehenden Auges in ihren Untergang gegangen sind.

Manch ein Wissenschaftler ist aufgrund dieser zweckoptimistischen Trübung in unserer Optik existentiell verunsichert. Bis vor Kurzem galt: Wenn wir das Problem richtig analysieren, werden wir es lösen. Wenn wir begreifen, wie etwas lebt, können wir es am Leben erhalten. Es braucht nur stichhaltige Beweise, um die Welt zu verbessern. Fortschritt ist nur eine Frage der Präzisionsarbeit. Daten dienen als Blaupause für richtige Entscheidungen. Wer glaubt noch daran? Seit den siebziger Jahren wird die Gaia-Hypothese heftig diskutiert: Der Planet als symbiotischer Organismus (und die Menschheit als Virus), benannt nach der einst in Delphi verehrten Göttin Gaia, zuständig für die Zukunft. Ihre Mittlerinnen versanken damals in äthyleninduzierte Trance – unsere Industrie produziert heute Äthylen in Unmengen, es ist in unserer Kleidung, in den Gegenständen des täglichen Bedarfs, in unserem Körper, wir sind als Konsumenten derart narkotisiert, das Hellseherische ist uns verloren gegangen.

Ein Gletscher sieht manchmal aus wie ein gestrandeter Walfisch, und vielleicht ist das drohende Ende der Gletscher die stärkste Metapher für die Destruktivität unserer Wirtschaftsweise, die das Wesentliche zerstört, um Überflüssiges zu produzieren. Der Geologieprofessor, der mich neulich in seinem bescheidenen Büro empfing, zeigte mir auf einem Bildschirm Satellitenaufnahmen vom Tod eines Gletschers. Es ist ein bedrückender Anblick. Innerhalb weniger Jahre verliert der Gletscher rasant an Masse, an Volumen. Seine Oberfläche dunkelt ein, das Eis absorbiert die Strahlen der Sonne umso stärker, ein tödlicher sich selbst verstärkender Effekt, von den Wissenschaftlern Run-away-Effekt genannt (poetischer vielleicht: point of no return). Dann zerfällt der Gletscher in Brocken. Der Professor erklärte mir, weshalb wir Katastrophen nicht vorausberechnen können. Kein Modell kann das Ungewisse beziffern, die vielfältigen Folgen, die den Prozess der Erwärmung potenzieren können, etwa weitere Treibhaus-



gase, die durch das Schmelzen des Permafrosts freigesetzt werden. Kein Modell kann Dominoeffekte berücksichtigen. Kleine Inputs können alles auf den Kopf stellen, so wie ein Eisberg plötzlich umkippen kann, weswegen Passagiere von Kreuzfahrtschiffen Eisberge nicht betreten dürfen (dieses Prinzip lässt sich nicht auf den ganzen Planeten übertragen). Und dann gibt es ein weiteres Problem: Jede punktuelle Lösung verunsichert das System noch mehr und führt zu einer potentiell unendlichen Zahl von Überraschungen. Übersetzt ins Mythische bedeutet die Komplexitätstheorie, dass unsere aus dem Gleichgewicht geratene Erde ein Labyrinth ist, in dem die allermeisten Abzweigungen in ein jeweils anderes Verderben führen. Mein Optimismus schmolz beim Zuhören dahin. In der Politik hingegen werde behauptet, man müsse A tun, damit B folge, das Problemlösungsverfahren sei linear. Und wie geht es weiter, fragte ich beim Abschied. Das weiß ich nicht, sagte der Professor mit ruhiger Stimme, Eines nur erscheint mir gewiss: Bislang ist es stets schlimmer gekommen, als wir Spezialisten es erwartet haben. Nichts deutet darauf hin, dass sich an diesem Gesetz etwas ändern wird.

### **Einzigste Überlebenschance: Viel weniger**

Es sei denn, wir ändern uns, und diese Aufgabe ist gewaltig. Die meisten von uns sind aufgewachsen mit der Vorstellung von Himmel und Hölle, Sünde und Sühne, Engeln und Dämonen. Wir sind mit der Genesis vertraut: „Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehrt euch und füllt die Erde und macht sie euch untertan und herrscht über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über alles Getier, das auf Erden kriecht.“ Und wenn wir alle

Ozeane leergefischt haben und jeden Ackerboden vergiftet haben, über was werden wir dann herrschen? Wir brauchen eine neue Haltung zur Natur, einen Bruch mit 2000 Jahren anthropozentrischer Selbstherrlichkeit. Um die Menschheit zu retten, müssen wir den Menschen von seinem Sockel stoßen. Denn aus klassisch monotheistischer Sicht muss der wachsende CO<sub>2</sub>-Ausstoß geradezu als göttliche Subvention zum Erreichen des apokalyptischen Klassenziels erscheinen.

Wenn man sich längere Zeit mit diesem Thema beschäftigt hat, denkt man obsessiv wie ein Fachmann und trägt seine unversöhnlichen Erkenntnisse vor sich her. Weniger ist nicht mehr, sondern viel weniger ist die einzige Überlebenschance. Nicht nur weniger, sondern auch anders, denn

- die Katastrophen rasen schneller auf uns zu, als wir glauben.
- kleine Schritte werden nicht ausreichen.

Manche Katastrophen werden wir nicht mehr vermeiden können. Erwärmung klingt kuschelig, übersetzt ins Soziale bedeutet es mehr Massenflucht, schlimmere Hungersnöte, gewaltigere Kriege. Alle lebenden Systeme auf der Welt sind auf dem Rückmarsch, weil wir die Biosphäre kontinuierlich degradieren. Hauptverantwortlich ist unsere Take-make-waste-Wirtschaft, angetrieben von fossiler Energie. Die Pathologien des Kapitalismus heißen Verbrauch und Verschwendung. Die einzige Kraft auf der Welt, die mächtig, reich und durchdringend genug ist, diesen Zustand zu verändern, ist die Kraft, die diesen Zustand bedingt. Das wird sie nicht tun, also muss sie überwunden werden. Das ist die enorme Aufgabe unserer Epoche.

---

**ILIJA TROJANOW** Ilija Trojanow ist deutschsprachiger Schriftsteller. Sein Roman *Der Weltensammler* wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt. Zuletzt erschien von ihm der Roman *EisTau*.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

### **Ilija Trojanow Website**

<http://www.ilija-trojanow.de/>

de

# GÄRTEN IM ISLAM

## EINE TRADITION ZUM SCHUTZ FÜR DIE UMWELT?

**Der Orient war – jedenfalls in Spätantike und Mittelalter – für seine Gartenbaukunst berühmt. Kultur und Natur finden darin aufs Schönste zusammen, zum Nutzen von Mensch und Natur gleichermaßen. Heutzutage ist die orientalische Gartenkunst durch Verstädterung und Bevölkerungswachstum bedroht, bietet aber zugleich zahlreiche Anknüpfungspunkte für einen sinnvollen Umgang mit der Natur in der Zukunft.**

Von Eckart Ehlers



Straßenszene aus Java. Aus der Ausstellung des Goethe-Institutes *RiverScapes*.

Foto: Budi N. D. Dharmawan © Goethe-Institut

Bazare – Moscheen – Paläste: Das sind die Hauptattraktionen für viele westliche Touristen, die den islamischen Orient besuchen. Der Besuch archäologischer Stätten, Ausdruck zum Teil Jahrtausende alter Hochkulturen, oder die vielfältigen Facetten eines bis heute fortlebenden Kunsthandwerks ebenso wie so manche Äußerungen einer ungebrochenen Volkskultur und ihrer Traditionen in Stadt und Land vervollständigen den „Blick von außen“ – nicht selten vordergründig und sehr vereinfacht.

Bei aller Begeisterung für die eindrucksvollen Zeugnisse dieser zumeist urbanen Kulturen und ihrer regionalen wie historischen Vielfältigkeiten tritt der Gedanke an ihre Entstehungsbedingungen und Grundlagen häufig in den Hintergrund. Unter ihnen dürfte der Faktor „Wasser“ der wichtigste sein. Sieht man von den großen Stromtiefländern von Nil, Euphrat und Tigris oder Indus ab, so ist der Großteil des islamischen Orients durch Wüsten und Steppen geprägt. Trockenheit und Wassermangel sind seine hervorstechenden ökologischen Charakteristika. Wasser ist das alles Leben beherrschende Element. Dichte der Vegetation, Vielfalt tierischen Lebens und menschliche Aktivitäten, vor allem Land-

wirtschaft wie auch urbane Entwicklungen, sind ohne die Verfügbarkeit ausreichender Wasserversorgung undenkbar. Oasen unterschiedlichster Größe sind die Kristallisationspunkte von ländlicher wie urbaner Kultur inmitten einer extrem ariden Natur. Sie manifestieren sich in Form ausgedehnter Bewässerungslandwirtschaft im Umland von Städten, als planvoll angelegte und von hohen Mauern umschlossene Gartenanlagen herrschaftlicher Residenzen oder religiöser Stiftungen, als sorgsam eingehegte und intensiv genutzte Obst- und Fruchthaine inmitten wüstenhafter Umgebungen oder aber als unscheinbare Hausgärten und Grünflächen um kleine Wasserbecken herum im Innenhofbereich städtischer Wohnhäuser. Es sind Oasen agrarwirtschaftlicher Produktion, Oasen der Ruhe und Kontemplation wie auch Oasen der Erholung. Immer sind Wasser und Schatten spendende Vegetation unabdingbare Bestandteile solcher Inseln.

### Gärten des Islam – die koranische Perspektive

Angesichts der teilweise extremen Lebensbedingungen in den Trockenräumen des islamischen Orients überrascht nicht, dass auch in der Religion des Islam ebenso wie in den Aussa-

gen des Propheten und in den heiligen Schriften den Oasen und bewässerten Gärten ein besonderer Stellenwert zukommt. In diesem Zusammenhang spielt die Sure 13, Vers 35 des Koran eine besondere und immer wieder zitierte Rolle. Dort heißt es:

„Das Paradies, das den Gottesfürchtigen versprochen ist, ist so beschaffen: In seinen Niederungen fließen Bäche. Und es hat andauernd Früchte und Schatten. Das ist das letzte Ziel derer, die gottesfürchtig sind ...“  
(In der Übersetzung von R. Paret 1979)

Auch an anderen Stellen des Korans finden sich eindrückliche Schilderungen von der Beschaffenheit und Ausstattung des den Gläubigen offen stehenden Paradieses und seiner Freuden. So verspricht Sure 76 nicht nur Quellen, die aus der Erde hervorsprudeln (Verse 5 und 6), sondern schattige Haine, Bäume und Sträucher, deren Früchte leicht zu pflücken und zu genießen sind (Vers 14). Überfluss und Glückseligkeit sind der erstrebenswerte Lohn im Jenseits für ein gottgefälliges Leben im Diesseits. Angesichts solcher Verheißungen überrascht nicht, dass die kunstvollen und insbesondere die herrschaftlichen Gärten zwischen Marokko im Westen und dem Reich der Moghul-Kaiser im Osten nicht selten als *irdische* Paradiese beschrieben worden sind – als Metapher für das himmlische Paradies und verheißungsvoller Vorbote künftigen Lebens nach dem Tode.

Eine objektive Betrachtung und Bewertung der Gartenkultur des islamischen Orients als einem wesentlichen Bestandteil der materiellen wie geistigen Kultur dieses Raumes verlangt indes, auf die prä-islamischen Wurzeln dieses Phänomens hinzuweisen. Nicht nur die legendären Hängenden Gärten der Semiramis im babylonischen Bagdad, sondern auch großartige Gartenanlagen der persischen Achämeniden in Pasargadae und anderen Herrscherresidenzen des 4. und 5. vorchristlichen Jahrhunderts nehmen etliche Elemente der islamischen Gartenkultur vorweg. Gleiches gilt für Einflüsse aus der abendländischen Antike. Griechen und vor allem Römer pflegten das urbane Leben in ihren durch Wasserspiele und üppige Gärten ausgestatteten Villen oder aber in ihren Landhäusern vor den Toren der Städte. Ganz abgesehen von der Persistenz solcher Lebensformen im heutigen Italien (Villa und Villeggiatura; Palazzi), haben die Römer ihren über 2000 Jahre alten Lebensstil auch in ihren bis an den Euphrat reichenden Provinzen etabliert und ausgelebt.

Ihre spirituelle Vertiefung – und damit ihre einzigartige Verbindung von Religion, Geist und Kultur – haben die Gärten in der islamischen Welt freilich erst mit ihrer Metaphorisierung als Abbild paradiesischer Zustände erhalten. In einer ausführlichen Kommentierung einer Berliner Ausstellung zum Thema „Die Gärten des Islam“ hat die Journalistin Camilla Blechen Rolle und Bedeutung dieser irdischen Paradiese wie folgt beschrieben: „Rund einhundertdreißigmal erwähnt der Prophet Muhammad als Sprachrohr Allahs jenen himmlischen Bezirk, in dessen Kanälen Wasser und Wein, Milch und Honig

fließen, der Schatten hoher Bäume Kühlung verspricht und Blütenmeere betörende Düfte verströmen. Als Wohnort der Seligen verheißt der mit Rosen und Narzissen, Dattelpalmen und Granatapfelbäumen bepflanzte Garten Eden dem nach gottgefälligem Leben ins Jenseits Entrückten sublimen Genuss aller Art. Das humane Vorstellungsvermögen leicht zugängliche Inventar des Paradieses trug dazu bei, das muslimische Glaubengebäude mit seinen derzeit 1,2 Milliarden Anhängern weltweit zu stabilisieren.“ (FAZ 21.1.1994, S. 35)

### Gärten des Islam – Typologien irdischer Realitäten

Wie aber sehen die irdischen Realitäten dieser kunsthistorisch und kulturell so eindrucksvollen Zeugnisse islamischer Gartenkultur aus? Ganz unabhängig davon, ob man eine – wohl typisch „westliche“ – Typisierung islamischer Gartenanlagen zugrunde legt (z. B. von Moynihan: Gartengrab – Palastgarten – Lustgarten in seinem Buch *Paradise as a Garden in Persia and Moghul India*, London 1980) oder aber ob man kulturraumspezifische Differenzierungen vornimmt wie z. B. Attilio Petruccioli, einer der wohl besten Kenner islamischer Stadt- und Landschaftsgestaltung. Er verweist auf eine Differenzierung in arabische, persische und türkische „Auffassungen von der Natur, von der Landschaft und mithin vom Raum“ und ihre dementsprechend speziellen Interpretationen des koranischen Paradieses wie auch ihrer irdischen Abbilder (dazu A. Petruccioli, Hg., *Der Islamische Garten*, Stuttgart 1995). Wie auch immer: Stets sind Wasser und dichte Schatten und Kühle spendende Vegetation, am liebsten mit Früchte tragenden Bäumen und Sträuchern, feste Bestandteile dieser irdischen Paradiese.

Unabhängig von Funktion, Lage und Größe sind fast allen islamischen Gartenanlagen mehr oder weniger einheitliche Gestaltungskriterien zu eigen. Ihr Grundgerüst und ihre strukturierende Zentralachse sind Wasserläufe in Form kunstvoll ausgestalteter Bassins, Kanäle und Becken, eingefasst von Blumenbeeten und zum Flanieren einladenden Promenaden. An sie schließen sich beidseits und spiegelbildlich gepaart in geometrischen Mustern Grünflächen (Rasen, Blumenbeete, Baum- und Strauchbewuchs) an. Verbreiteter Prototyp ist das Muster des sogenannten „Chehar Bagh“ (Vier Gärten). Dieses Grundmuster, in Abhängigkeit von Größe und topographischer Lage innerhalb von Gartenanlagen beliebig oft reproduzierbar oder auch zu modifizieren, findet sich im gesamten Verbreitungsgebiet der islamischen Gartenkultur. Einen besonderen Reiz entfalten sie dann, wenn die Gärten in Terrassen angelegt sind und Treppenfluchten und Wasserkaskaden die verschiedenen Niveaus verbinden. Auch Pavillons, aus Marmor gefertigte Baldachine oder in die Wasserläufe eingelassene Emporen und Sitzgelegenheiten waren dem paradiesischen Wohlbefinden ihrer Nutzer zugeordnet. Springbrunnen, Fontänen oder kleine Katarakte zierten auch die Gebäudekomplexe entlang der Zentralachsen und an ihren Enden und trugen somit zur Intimität dieser Oasen inmitten ihrer kargen Umgebungen bei.

Blütezeit dieser irdischen Abbilder himmlischer Zustände waren die Jahrhunderte der frühen arabisch-islamischen Hochkulturen vom 11./12. Jahrhundert, insbesondere an deren maghrebinischer Peripherie und in Andalusien, bis zur Moghul-Herrschaft auf dem indischen Subkontinent im 16. und 17. Jahrhundert. Es versteht sich von selbst, dass die große Bandbreite von Raum und Zeit zu unterschiedlichen Ausprägungen und formalen Mustern der Gartenarchitektur und Gartenkultur führen mussten. Generell wird man indes nicht fehlgehen in der Annahme, dass der ursprünglich kontemplativ-religiöse Charakter im Laufe der Zeit immer mehr herrschaftlich-weltlichem Repräsentationsbedürfnis gewichen ist. Aus den Gärten *des* Islam wurden immer mehr die Gärten *im* Islam, d. h. kunst- und kulturhistorisch bedeutsame Schöpfungen kunstsinniger wie auch repräsentationssüchtiger Herrscher und Dynastien – als solche gleichwertige Äquivalente zu den europäischen Gartenanlagen des französischen Absolutismus oder der englischen Landschaftsgärten des 18. und 19. Jahrhunderts.

### **Gärten in der islamischen Welt: Erholungsräume und „Grüne Lungen“ der Städte**

Die Gärten im Islam haben sich heute zu irdischen Paradiesen ganz anderer Art entwickelt. Zum einen sind sie kunsthistorisch bedeutsame wie auch wassertechnisch beeindruckende Zielorte eines nationalen wie internationalen Tourismus geworden und dienen dem Kommerz. Eines der schönsten und auch berühmtesten Beispiele sind die Gartenanlagen und Wasserspiele der Alhambra in Granada mit ihren kunstvollen Verbindungen von filigran gestalteten Bauwerken, Orangerien, Blumenbeeten und Wasserspielen aller Art. Aber auch die Gärten der marokkanischen Königsstädte Fes, Meknes und / oder Marrakesch zeugen nicht nur von religiöser Spiritualität, sondern ebenso, vielleicht sogar noch mehr, von kunstvoller Symbiose zwischen Architektur, Wassermanagement und Gartengestaltung. Berühmt sind die persischen Gärten, die zumeist weniger religiöser Kontemplation dienten, sondern vor allem als Rückzugsorte der Herrschenden fungierten: der Bagh-e-Fin in Kashan, die Gartenanlagen der Safawiden-Herrscher in Esfahan oder der Bagh-e-Eram in Shiraz, um nur einige zu nennen.

Höhepunkte islamischer Gartenkultur stellen schließlich die grandiosen Moghul-Schöpfungen von Kabul, Lahore und Delhi im Westen bis zu den Shalimar-Gärten in Srinagar / Kashmir dar. Gerade die Gärten der Moghul-Kaiser und ihre Anlage an den Ufern des Dal-Sees im kühl-gemäßigten Hochland von Kashmir zeigen, dass es vor allem um irdisches Wohlbefinden der kaiserlichen Potentaten und ihrer Entourage ging – zu Lasten der von harten Steuerzahlungen und Fronleistungen gebeutelten Untertanen der Moghulen. Diese wenigen Beispiele, die keineswegs Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sind die *eine* Seite orientalisches islamischer Gartenkunst, die heute einem weltlichen Publikum zur Erbauung und Bewunderung dienen.

Eine *andere* Seite stellt die zunehmende Nutzung einstmals religiös oder herrschaftlich genutzter Gärten als heute öffentlich zugänglicher Raum dar, der Stadtbewohnern offen steht und als städtisches Erholungsgebiet dient. Ein eindrucksvolles Beispiel ist die berühmte Flaniermeile im Zentrum von Esfahan in Iran. Der „Chahar Bagh“ (Vier Gärten) war einstmals Teil des safawidischen Palastbezirks und seiner Gärten. Heute ist es eine der Zentralachsen der Millionenstadt, noch immer von Wasserkanälen und schattigen Baumbeständen geprägt, seitlich indes von Geschäften, Hotels und Restaurants begrenzt. Ähnliches gilt für etliche der herrschaftlichen Gärten im Maghreb. Ein Sonderfall ist Zentralasien, wo Jahrhunderte alte samanidische, timuridische und spätere Paläste, Moscheen und Gärten in Bukhara, Samarkand und in vielen anderen Orten zur Sowjetzeit als Zeugnisse religiös-feudaler Machtinsignien interpretiert und schon frühzeitig einer breiten Öffentlichkeit als Volksparks zugänglich gemacht wurden. Ganz allgemein gilt: fast alle irdischen Paradiese lagen einstmals an der Peripherie oder aber weit vor den Toren der Städte. Das rapide urbane Wachstum in den Ländern des islamischen Orients hat diese Anlagen heute vielfach zu „innerstädtischen“ Grünflächen gemacht. Damit sind sie zu willkommenen und stark frequentierten öffentlichen Erholungsräumen für die stressgeplagten Stadtbewohner der Gegenwart geworden.

Können die Gärten des Islam somit auf eine Jahrhunderte alte Tradition und Symbiose von Geist, Kunst und Kultur wie Natur zurückblicken, so kommt ihnen in der heutigen durch-rationalisierten Welt eine zusätzliche und bislang kaum beachtete Funktion zu: die einer „grünen Lunge“ in urbanen Ballungsräumen. Modernisierung, Motorisierung und Industrialisierung haben viele Städte zu thermischen Brutkästen mit Smogbildung und mangelnder Frischluftversorgung gemacht. Das gilt in besonderer Weise für den ohnehin heißen und trockenen Raum des islamischen Orients. Grünflächen, Wasserreservoir und Bäume mit großen Kronendächern verschaffen Kühlung und reinigen die Luft. Verdunstung ist das Medium, das über Wasserflächen und durch das Blattwerk von Pflanzen (Evapotranspiration) zu Temperaturminderungen und erfrischender Kühle führt. Damit erhalten die einstmals exklusiven irdischen Paradiese eine von ihren Stiftern nicht vorhersehbare Aktualität in den Ballungsräumen der Gegenwart. Man kann sie getrost als ein wesentliches Element der modernen „Green City“-Diskussion und der Rolle städtischer Grünanlagen für das Stadtklima bezeichnen.

Heute sind es aber nicht nur die planvollen Parks und Gärten der Vergangenheit, die das Klima der Städte beeinflussen. Auch landwirtschaftlich genutzte Flächen innerhalb der Städte, ja sogar die vielen kleinen Innenhöfe der Wohnhäuser mit oftmals nur badewannengroßen Wasserbecken und spärlichem Zierpflanzenwuchs schaffen Mikroklimata, die viele Stadtbewohner ihr unmittelbares Wohnumfeld als irdische Paradiese empfinden lassen. Geradezu prädestiniert für solche mikroklimatischen Oasen relativer Kühle sind die im ge-

samten Orient weit verbreiteten Hofhäuser (*courtyard houses*), die ihre Räumlichkeiten um einen zentralen Innenhof gruppiert haben. Je nach sozialem Status ihrer Bewohner kann es sich dabei um stattliche Gebäudekomplexe mit z. T. beträchtlichen Wasserreservoirs, umgeben von schattigen Lauben und Windfängen, handeln – Residenzen städtischer Kaufleute und Händler oder aber um Großgrundbesitzer, die das Leben in der Stadt dem auf dem Lande vorziehen. Die Mehrzahl der Häuser entspricht indes den zuvor genannten und eher bescheidenen Haus- und Hofdimensionen. Hier sind es kleinste Wasserbecken, oftmals nur von wenigen Topfpflanzen gesäumt. Die Innenhöfe sind nicht selten so klein, dass sie in den Sommermonaten von wasserdurchtränkten Tüchern überspannt sind, die Kühlung bewirken. Die das lokale Mikroklima beeinflussende Wirkung von Wasser und Vegetation gilt übrigens auch für das Land und seine Dörfer. Eingefriedete Gärten und Fruchthaine dienen nicht nur der landwirtschaftlichen Produktion, sondern sie sind auch Oasen der Ruhe, kühlender Frische und menschlicher Erholung

im ländlichen Milieu für Dorfbewohner ebenso wie für Ruhe und Entspannung suchende Städter im Umkreis solcher Oasen.

Gärten im Islam – irdische Paradiese: für den gläubigen Muslim eine Verheißung auf das Jenseits, für regierende Herrscher Orte der Repräsentation und entspannter Lustbarkeiten, für Stadt- und Landbewohner von heute Oasen der Ruhe und Erholung vom Stress des Alltags! Man wird wohl nicht fehlgehen in der Annahme, dass religiöse Reflexion und Meditation in den immer noch prachtvollen Anlagen heute kaum noch eine Rolle spielen. Stattdessen haben Kommerz und Konsum die Führerschaft in der Nutzung dieser irdischen Paradiese übernommen. Vor allem der internationale wie auch der regionale und lokale Freizeitkonsum spielen dabei eine herausragende Rolle. Erst in allerjüngster Vergangenheit wird zudem die stadtklimatologische Bedeutung dieser historischen Gärten und Parks erkannt: Kultur und Natur gehen eine neue Symbiose ein.

---

**ECKART EHLERS** ist emeritierter Professor für Geologie an der Universität Bonn.

Copyright: Goethe-Institut e. V., *Fikrun wa Fann*, Juni 2013

## ICH VERSCHMUTZE, ALSO BIN ICH DIE UMWELTPROBLEMATIK IN AFGHANISTAN

Afghanistans Umweltprobleme sind nicht wesentlich geringer als seine Sicherheitsprobleme, vielmehr hängt beides unmittelbar zusammen. Zaghafte Versuche der Umweltbehörden treffen auf ein geringes Umweltbewusstsein der Bevölkerung. Dabei haben die Afghanen traditionell eine enge Beziehung zur Natur.

Von Taki Akhlaqi



Eine Frau auf einem Motorrad. Aus der Ausstellung *Augenblick Afghanistan* am Staatlichen Museum für Völkerkunde, München, 16.11.2012–15.9.2013. Foto: Nasim Seyamak © Goethe-Institut

„Mein Kind ist krank, schon seit Langem. Sein Zustand bessert sich nicht. Er hustet die ganze Nacht bis zum Morgen. Am Tage hat er Fieber. Sehen Sie, wie mager er geworden ist.“ Dies sagt ein Vater, der seinen kranken Sohn auf dem Arm trägt und in dem Privatkrankenhaus auf den Arzt wartet, um ihn zu fragen, was dieser für seinen fünfjährigen Sohn tun kann. „Was sagen die Ärzte?“, frage ich ihn. „Seine Lungen seien zu schwach. Sobald er Staub oder Rauch einatmet, verfällt er in diesen Zustand. Sehen Sie sich mal an, wie seine Nase läuft. Alles kommt von der Verschmutzung. Von der Wasser- und Luftverschmutzung“, antwortet er.

### Verbundenheit mit der Natur

Umweltverschmutzung ist ein Problem, das zumindest in den afghanischen Großstädten, insbesondere in Kabul, Aufmerksamkeit erregt hat und Anlass zu Sorge gibt. Es ist nicht schwer, die Ursachen dafür zu finden. Es lässt sich leicht vorstellen, wie lebensbedrohlich der Klima- und Umweltwandel in einem Land wie Afghanistan ist, in dem die Bevölkerung zu 80 % von den natürlichen Ressourcen lebt. Darüber hinaus hat die Gesundheitsbehörde in Afghanistan im Juli 2009 mit-

geteilt, dass die Umweltverschmutzung allein in Kabul jährlich den Tod von 3000 Menschen verursacht. Seitdem wiederholen sich solche Äußerungen, die die Sorgen und Aufmerksamkeit der Menschen erhöhen. Sie wollen die Ursachen für die jüngsten Überschwemmungen und die Absenkung des Grundwasserspiegels erfahren. Sie wollen wissen, warum die Luft in den Städten immer schmutziger und voller Staubpartikel wird.

Wer Afghanistan von außen betrachtet, könnte denken, dass die klimatischen Herausforderungen kein Thema in diesem Land sein können, weil es sich mit viel wichtigeren Sicherheitsproblemen wie Krieg und Frieden, bewaffneten Oppositionsgruppen, Infrastrukturproblemen, Interaktion mit den regionalen und internationalen Mächten sowie dem Schutz der Errungenschaften vergangener Jahre herumschlagen muss. Doch dies alles hat nicht dazu geführt, dass die Afghanen ihre Umwelt vergessen. Zwischen den Afghanen und ihrer natürlichen Landschaft gibt es eine tiefe und kulturelle Verbundenheit, die in ihrem Bewusstsein verwurzelt ist und seit Jahrhunderten Bestand hat. Mit einem Blick auf die Sprichwörter, Anekdoten und Gedichte dieses Landes können

wir diese Verbundenheit sehr leicht feststellen. Es gibt sehr viele aus der Natur entnommene geflügelte Worte und Sentenzen, zum Beispiel:

*Je mehr der Baum trägt, umso mehr neigt er sich.*  
(Hinweis auf die Bescheidenheit der Weisen)

*Die Verschmutzung des Wassers liegt an der Quelle.*  
(Das bedeutet, die Sache ist von Grund auf falsch angelegt.)

*Kabul fehlt es an Gold, aber nie an Schnee.*

Man sieht, wie die Worte Baum, Wasser, Quelle und Schnee in diesen Sentenzen gebraucht werden. Ein anderer Hinweis auf diese Verbundenheit ist der grüne Tee, der seit Generationen das beliebteste Getränk der Bevölkerung ist. Sogar Präsident Karsai hat in seinen Sitzungen gewöhnlich eine Tasse mit grünem Tee vor sich stehen.

### Importierte oder tatsächliche Sorgen

In den letzten Tagen des vergangenen Jahres bestellte der afghanische Senat den Leiter des Umweltschutzamtes in eine öffentliche Sitzung des Parlaments, um Umweltschutzfragen zu beantworten. Die Senatoren fragten ihn, was die Ursachen der Feinstaubkonzentration, der Luftverschmutzung und der Lungen-, Nieren- und Halskrankheiten seien. Bäume verschwinden, beispiellose Überschwemmungen häufen sich und überall sind Abfälle verstreut. Für mich, der die Sitzung beobachtete, war völlig klar, dass die Fragen der Senatoren ernst gemeint waren. Keiner hatte sie aufgefordert, diese Sitzung abzuhalten. Wenn die afghanischen Senatoren über die Ozonschicht, über den Lebensraum der Nordpolbären oder die letzten Entwicklungen am Amazonas Fragen gestellt hätten, hätten wir vermuten können, dass ihnen diese Fragen von westlicher Seite eingeredet worden seien, um solch eine Show zu veranstalten. Doch die Sitzung war dermaßen lebhaft und spannend, dass jegliche Verschwörungstheorie fehl am Platz war.

Mostafa Zaher, Leiter des afghanischen Umweltamtes, fasst auf die Frage der Senatoren die wesentlichen Ursachen der Umweltverschmutzung wie folgt zusammen: Schnell wachsende Bevölkerung und infolgedessen Rückgang der ländlichen Bevölkerung, wachsende Verkehrsdichte auf den Landstraßen, Verbrauch von Holz und fossilen Brennstoffen wie Steinkohle in den Häusern und Fabriken, fehlendes Umweltbewusstsein und die Reduktion der Grünflächen. Er befasste sich dann mit der Rolle der staatlichen Behörden und beschwerte sich über ihre fehlende Zusammenarbeit und Übereinstimmung. Er sagte: „Solange dem Umweltschutz keine Priorität in der staatlichen Planung eingeräumt wird, wird sich die Situation verschlechtern.“

Auch die Regierung spricht ständig von den Grenzen und Herausforderungen und bittet die Bevölkerung dringend um die Übernahme von mehr Verantwortung. Die Menschen sind zwar zur Zusammenarbeit und Übernahme von Verantwort-

tung bereit, sagen aber, dass sie die Umstände nicht ändern können. Beispielsweise werden die über- und unterirdischen Wasserreservate ständig verschmutzt. In einer Stadt wie Kabul mit einer Bevölkerung von vier Millionen gibt es keine Kanalisation. Jedes Haus hat eine eigene Grube für sein Abwasser. Die Menschen haben keine andere Wahl und die Regierung keine Mittel dafür. Ähnliches geschieht mit der Luft. Die Umwelt wird auf allen Ebenen zerstört. Von Zeit zu Zeit hört man warnende Stimmen, die Alarmglocken schrillen, es geschieht aber nichts. Für wen läuten eigentlich die Glocken?

### Abschied vom blauen Himmel

„Der Doktor sagt, wir sollen die Wohnung warm halten. Dieses Jahr habe ich ein Kharvar (560 kg) mehr Holz gekauft als im Vorjahr, damit das Kind sich nicht erkältet. Der Doktor hat mehr Medikamente verschrieben. Vielleicht wird es dieses Mal gesund“, sagt er und drückt das kranke Kind an sich. Das schreckliche Husten des Kindes hört nicht auf. Der Vater verlässt das Krankenhaus. Das Fällen der Bäume und deren Nutzung als Brennholz im Winter hat eine lange Tradition. Die Menschen kaufen Holz, um zu heizen, und nehmen damit bewusst oder unbewusst an der Zerstörung der Wälder teil. Laut einer Statistik der UN-Umweltbehörde (UNEP) sind bislang etwa 50 % der wertvollen Wälder des Landes bis 2008 verschwunden. Ich gehe Vater und Sohn nach und frage, ob er sich keine Sorgen um die Zerstörung der Wälder und die Umweltverschmutzung mache. Über die Luftverschmutzung mache er sich große Sorgen und zeigt auf seinen Sohn. Aber an die Wälder denke er nicht.

Die Sorgen der Afghanen über die Umwelt beschränken sich also auf ihre eigenen Umstände und gehen gewöhnlich nicht weiter. Sie machen sich keine Sorgen über die Gletscher, das Ansteigen des Meeresspiegels, das Verschwinden der Bären in Polen oder die Reduktion der Ozonschicht, denn sie glauben im Allgemeinen, dass dies alles sie nicht betrifft. Wir haben keine Meeresküsten, die unter Wasser verschwinden könnten, im Zoo von Kabul gibt es keine gefährdeten Bären, über die Ozonschicht und deren Folgen haben die Afghanen nie ernsthaft nachgedacht.

Um ihn auf die Bedeutung der Bäume für die Reinigung der Luft aufmerksam zu machen, frage ich den Vater, warum die Luftverschmutzung in den letzten Jahren nach dem Fällen so vieler Bäume aufgetreten sei. Seine Antwort ist erstaunlich: „Diese Verschmutzungen und Krankheiten sind neu. Sie kommen zusammen mit den Menschen aus dem Westen in unser Land. Früher war davon nie die Rede.“ Ich frage ihn, wie er zu diesem Ergebnis komme. Doch eine Antwort bleibt er mir schuldig und verlässt mich schließlich. Solche Analysen und Schlussfolgerungen sind gewöhnlich unter den traditionellen Schichten anzutreffen. Sie sind sogar weit verbreitet. Wenn wir dies als Beispiel für die afghanische Lebenswirklichkeit nehmen und auf andere Bereiche verallgemeinernd beziehen, können wir vielleicht verstehen, warum die afghanischen

und ausländischen Staatsmänner aneinander vorbei reden und stets bei der Aufnahme von Kontakten miteinander Probleme haben. Kontakte, von denen das Schicksal Afghanistans abhängt, die aber ständig von Missverständnissen belastet sind. Genauso wie der Himmel von Kabul, dessen blaue Farbe im dichten Staub verschwunden ist, und sich seit Langem von der Bevölkerung verabschiedet hat.

### **Umweltschutz, eine kleine Behörde und sonst nichts**

Das afghanische Umweltamt scheint bei allen Herausforderungen und Problemen der Umwelt allein dazustehen. In unserer jüngsten Geschichte hatten wir nie eine Behörde, die sich mit den Problemen der Umwelt befasste. Die Gründung dieser Behörde im Jahre 2005 ist ein historisches Ereignis. Danach hatten wir im Jahre 2007 das erste Umweltschutzgesetz, das die Aufgaben von staatlichen Behörden auf diesem Gebiet bestimmte, insbesondere die Rolle des Amtes für Umweltschutz. In diesem Gesetz sind zwei wesentliche Aufgaben für den nationalen Umweltschutz vorgesehen: Erstens das Verfassen einer Gesetzesvorlage und zweitens das Beobachten der Umweltverhältnisse.

Der Gesetzestext, der mit Hilfe der UN-Umweltbehörde verfasst worden ist, zeigt die Mittel und Wege zum Schutz der wilden Tiere, Gewässer, Wälder und anderen Naturreservate. Darüber hinaus hat sich Afghanistan einigen internationalen Konventionen und Verträgen angeschlossen. Dies alles waren einige Schritte nach vorn. Die afghanischen Verantwortlichen erinnern stolz an diese Errungenschaften. Sie sagen, dass sie die ersten Schritte unternommen und die meisten ihrer Bemühungen auf das allgemeine Umweltbewusstsein konzentriert haben. Die Experten erinnern insbesondere an zwei Bemühungen und loben die entsprechenden Initiativen:

1. Die Bereitschaft der Anbieter von Kommunikationsdiensten, Umweltnachrichten durch Mobiltelefone zu übermitteln.
2. Das Sammeln von religionsrechtlichen Bestimmungen, die dem Schutz der Umwelt dienen.

Das Übermitteln von SMS war zwar eine lobenswerte Initiative, wird aber wegen der entstehenden Kosten für die Anbieter von Kommunikationsdiensten nicht intensiv umgesetzt. Zum Beispiel ist die letzte SMS, die ich in dieser Sache bekommen habe, auf den 16. Mai 2012 datiert. Sie ist eine persische Kurznachricht folgenden Inhalts: „Das Pflanzen von Bäumen und Ziersträuchern, ihr Schutz und ihre Pflege ist ein Teil der menschlichen und islamischen Ethik.“

Die zweite Bemühung, die in der Tat eine langfristige Forschung ist, begann am 27. Juni 2009. An diesem Tag sagten die Vertreter des afghanischen Umweltschutzamtes in Kabul, dass sie beabsichtigen, mit Hilfe der Geistlichkeit und des Ministeriums für Bildung und Erziehung das Fach „Islamisches Religionsrecht für Umweltschutz“ in den Lehrplan der Hoch-

schulen aufzunehmen. Sie bestimmten für dieses Vorhaben zwei Ziele: Erstens sollen die Leute erfahren, dass der Umweltschutz ein wichtiges Thema der Religion ist. Zweitens wollen wir ein islamisches Recht für Umweltschutz schaffen. Diese Rechtslehre soll in den Schulen unterrichtet werden, damit die Menschen den Umweltschutz als wesentlichen Bestandteil der Religion sehen.

Die Afghanen sind tief in der Religion verwurzelt. Ihr Dschihad gegen die sowjetischen Streitkräfte ist allen noch in Erinnerung. Sie zogen in den Krieg, weil sie ständig hörten, dass ihre Religion in Gefahr sei und die Hilfe der Gläubigen brauche. Ich glaube, die Afghanen sind nach wie vor religiöse Menschen. Das afghanische Umweltschutzamt ist sich dieser Tatsache bewusst und nutzt sie sehr geschickt für seine Ziele. Die Vertreter des Amtes behaupten, dass es ihnen gelungen sei, nach drei Jahren durch religiöse Bestimmungen die Menschen von der Notwendigkeit des Umweltschutzes zu überzeugen. Während die Zerstörung der Naturressourcen weitergeht, behaupten diese Vertreter, dass sie zumindest das Tempo der Zerstörung reduziert haben. Sie sagen, dass die Aufgabe des Umweltschutzes einer Behörde übertragen worden sei, der enge finanzielle Grenzen gesetzt worden sind.

### **Unsere Stadt, unser Zuhause**

Ehrlicherweise muss gesagt werden, dass manche Gewohnheiten und Fehlentwicklungen, die sich während der Kriegsjahre allmählich unserer Kultur aufgedrängt haben, ebenfalls eine wesentliche Rolle bei der Umweltverschmutzung der letzten Jahre gespielt haben. Die Afghanen sind imstande, drei Dinge in der Öffentlichkeit zu tun: spucken, Abfall auf die Straße werfen und urinieren. Obwohl sich die dritte Unsitte seit 2001 reduziert hat, sind die ersten beiden weiterhin allenthalben zu sehen. Die Stadtverwaltung Kabul hat zur Verbesserung dieser Situation überall in der Stadt und auf die Uniformen ihrer Angestellten Schlagworte schreiben lassen: „Unsere Stadt, unser Zuhause.“ Die Afghanen deuten diesen Spruch unterschiedlich. Einer meiner Freunde aß drau- ßen Obst und warf die Schalen auf den Bürgersteig. Als ich dagegen protestierte, sagte er: „Hier ist mein Land, ich bin frei zu tun und zu lassen, was ich will.“ Als ob er sagen wollte: „Ich verschmutze, also bin ich.“ Damit wollte er sein Dasein beweisen. „Und was ist mit dem Spruch: ‚Meine Stadt, mein Zuhause?‘“, fragte ich. „So mache ich es auch zu Hause“, sagte er lachend. Viele Afghanen werfen die Abfälle auf die Straße, wohin sie wollen, und in der Regel hindert sie keiner daran. Man kann sich vorstellen, welche Katastrophe dieses Verhalten in den vergangenen zehn Jahren verursacht hat. Mit alten Parolen wie „unsere Stadt, unser Zuhause“ kann die Stadtverwaltung den Abfallberg nicht aus der Welt schaffen. Vielleicht braucht sie genauere und wirkungsvollere Schlagwörter, damit die Menschen verantwortungsbewusster reagieren und die Verschmutzung ihrer Umwelt mit offenen Augen wahrnehmen.



## Bergbau, der Drache erwacht

Trotz der großen derzeitigen Schwierigkeiten wird vielleicht die Umsetzung weit angelegter Bergbau- und Industrialisierungspläne, die noch folgen werden, der schönen und einmaligen Natur Afghanistans den letzten Schlag versetzen. Gemäß einigen Untersuchungen befinden sich in den Tiefen der afghanischen Berge riesige Lager von Eisen, Kupfer und Lithium einerseits und Erdöl- und Erdgasfelder andererseits. Vielleicht haben bislang die Unsicherheit und das hohe Risiko für Investitionen die interessierten internationalen Firmen daran gehindert, sich an die Ausbeutung der Naturressourcen Afghanistans zu machen.

Die Unsicherheit ist ein zweischneidiges Schwert, sie hat selbst einerseits zur Zerstörung der afghanischen Natur beigetragen und andererseits den Drachen des Bergbaus daran gehindert, das Land zu betreten. Es herrscht eine große Sorge unter den Umweltfreunden und -schützern in Bezug auf die Schäden und Herausforderungen, die mit dem Abbau von Lagerstätten durch internationale Firmen, die nur an ihre Profite und Investitionsgewinne denken, entstehen werden. Natürlich können wir durch unsere Bodenschätze reich werden und keine Last mehr für die internationale Gemeinschaft sein. Wir können dadurch sogar zur Förderung des Friedens beitragen, werden aber unsere Naturlandschaften noch schneller zerstören. Unser Wasser wird nicht mehr rein und

unsere Luft und unser Boden nicht mehr imstande sein, die heutigen Früchte und Pflanzen hervorzubringen. Unser Präsident sagt: „Wir können durch die Beteiligung der Regional- und Weltmächte an afghanischen Bodenschätzen dafür sorgen, dass sie sich um unsere Wirtschaft kümmern, und dass wir endlich in Frieden leben können.“ Ein Umstand, der in der afghanischen Geschichte nach der Unabhängigkeit Seltenheitswert erlangt hat.

Die Umweltaktivisten sagen, dass Afghanistan bislang noch keine wegweisenden Gesetze für den Bergbau habe. Afghanistan sei nicht imstande, seine Interessen den multinationalen Wirtschaftsgiganten gegenüber durchzusetzen. Unüberlegte schnelle Entscheidungen gefährden den gewünschten historischen Frieden für Afghanistan. Das sind komplexe Verhältnisse, die die Zukunft der Umwelt in diesem Land bestimmen werden. Alle Faktoren sind hier miteinander verwoben: Umwelt mit Frieden, Frieden mit Wirtschaft, Frieden und Wirtschaft mit der Kultur, und unser Leben und unsere Zukunft mit all diesen Faktoren.

Tatsache ist, dass alle Länder der Welt vom Westen bis zum Osten vom Norden bis zum Süden ihre eigenen Interessen verfolgen. Unsere Aufgabe besteht darin, diese unterschiedlichen Interessen mit unseren eigenen in Einklang zu bringen, um friedlich leben zu können. Eine Herkulesarbeit, die, wenn auch nicht unmöglich, doch sehr schwer durchzuführen ist.

---

**TAQI AKHLAOI** ist afghanischer Schriftsteller und Journalist und lebt in Kabul.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

# WIR SITZEN ALLE IM SELBEN BOOT

## INTERVIEW MIT KAZIM HOMAYUN

Im Interview mit dem Planungschef des Nationalen Umweltschutzamtes von Afghanistan (NEPA - National Environmental Protection Agency) haben wir gefragt, wie die offiziellen Bemühungen um die Umwelt in Afghanistan aussehen und mit welchen Hindernissen die Umweltschützer konfrontiert sind.

By Taki Akhlaqi



Ein deutscher Soldat und ein afghanisches Kind lassen einen Drachen steigen. Aus der Ausstellung *Augenblick Afghanistan* am Staatlichen Museum für Völkerkunde, München, 16.11.2012–15.9.2013. Foto: Bundeswehr © Goethe-Institut

**Taqi Akhlaqi:** Zuerst beschreiben Sie bitte die Organisationsstruktur Ihres Amtes. Wie viele Angestellte haben Sie, und in welchen Provinzen haben Sie Zweigstellen?

**Kazim Homayun:** Nach 2001 und vor der Gründung des Nationalen Umweltschutzamtes als eine selbständige Institution gab es eine entsprechende Abteilung innerhalb des Ministeriums für Energie und Wasser. Damals hatten wir 200 Angestellte. Als die Abteilung im Jahre 2005 selbständig wurde, stieg die Zahl der Angestellten auf 400. Nun haben wir im ganzen Land in allen 34 afghanischen Provinzen Zweigstellen. Die Anzahl der Beschäftigten hat 850 erreicht.

*Was sind die Aufgaben Ihres Amtes?*

Dazu muss ich zuerst erwähnen, dass dieses Amt kein Exekutivorgan ist. Zum Aufgabenbereich des Amtes gehören Koor-

dination, Planung und Beaufsichtigung. Auf unterschiedliche Art und Weise versuchen wir, das ökologische Bewusstsein der Menschen zu schärfen. Bei der Abfassung der Gesetzesentwürfe, Verordnungen und Pläne sowie der Aufstellung der Prioritätenliste der Aufgaben sind wir beteiligt. Auf der internationalen Ebene sind wir einigen Konventionen beigetreten und haben Protokolle unterzeichnet. Bei einigen anderen haben wir Kandidatenstatus.

*Was haben Sie bislang konkret erreicht?*

Ich muss ehrlicherweise sagen, dass wir wegen der Schwierigkeiten des Landes bislang keine erwähnenswerte Errungenschaft auf der praktischen Ebene vorweisen können. Wir sind Neulinge auf diesem Gebiet und haben uns im Wesentlichen mit der Abfassung der Gesetzesvorlagen beschäftigt. Dabei haben wir tatsächlich einiges vorzuweisen. Wir haben

es geschafft, einige Gesetze und Verordnungen zum ersten Mal auf Landesebene wirksam zu machen, wie zum Beispiel das Gesetz zum Umweltschutz. Darüber hinaus haben wir Vorgaben und Normen zur Reduzierung der Umweltbelastung definiert, wie zum Beispiel für Automotoren und die Grenzen der Belastung. Das sind Vorgaben, auf deren Grundlage Umweltdelikte bestimmt werden. In Zusammenarbeit mit dem Kultusministerium haben wir das Unterrichtsfach Umweltschutz in das Lehrprogramm der Schulen aufnehmen lassen, um das Umweltbewusstsein der Schüler zu schärfen. Vor drei Jahren haben wir das Ministerium für Hochschulbildung darüber beraten, das Fach Umweltschutz im Lehrprogramm der Geologischen Fakultät der Universität Kabul aufzunehmen, damit die Studenten in diesem Fach ein Bachelor-Studium absolvieren können. Unsere Beratungen auf diesem Gebiet gehen weiter mit dem Ziel, das Studienfach Umweltschutz auch an den Privathochschulen aufnehmen zu lassen. Auf der Provinzebene versuchen wir, die Möglichkeiten der Religionsgelehrten und Moschee-Vorbeter zur Erhöhung der allgemeinen Kenntnisse über die Umwelt zu nutzen. Zu diesem Zweck veranstalten wir Gespräche und gemeinsame Sitzungen mit ihnen. So haben wir uns bemüht, allmählich Konkretes zu bewirken und hoffen, dass wir bald Ergebnisse sehen können.

#### *Warum verschlechtert sich die Umweltsituation in Afghanistan unaufhörlich?*

Es gibt unterschiedliche Gründe und Faktoren, die bei der Zerstörung der Umwelt zusammenwirken: Enormer Zuwachs der Stadtbevölkerung, Geburtenanstieg, grassierende Armut, Schrumpfen der Mittelschicht, die sonst der größte Förderer der Umwelt, der Demokratie und der bürgerlichen Freiheiten hätte sein können. Die Armen fühlen sich gezwungen, den Baum vor ihrem Haus zu fällen, um ihre Wohnung zu heizen. Mangelnde städtische Infrastruktur, das Fehlen einer Kultur der umweltgerechten Nutzung der Naturschätze, weitgehende Desertifikation und Entwaldung, so dass nach unserem Wissen 55 % der Wälder in den Provinzen Konar, Nurestan und Nangarhar seit 1979 verschwunden sind. Erosion der Erde und schließlich die Gleichgültigkeit der Regierung. Bislang hat sich die afghanische Regierung wenig um die Umwelt gekümmert. Die Umwelt steht nicht auf ihrer Prioritätenliste. In einigen Gesetzestexten wird auf die lebenswichtige Rolle der Umwelt, die direkt mit dem Leben der Menschen zu tun hat, hingewiesen. Leider beschränkt sich diese Aufmerksamkeit lediglich auf diesen Hinweis auf dem Papier. Zum Beispiel wurden unserem Amt in diesem Jahr 870.000 U.S.-Dollar Haushaltsmittel zugewiesen. Das Budget für die Präsidentengarde beträgt achtzigmal mehr. Daran können Sie das Interesse der afghanischen Regierung an der Umwelt messen.

#### *Was steckt hinter dem Desinteresse der Regierung?*

Der erste Grund ist die unendliche Auseinandersetzung der Regierung mit den internen und externen Partnern. Der

zweite Grund ist, dass einige hohe Regierungsbeamte ihre Familien ins Ausland geschickt haben und selber nach dem Ende ihrer Amtszeit das Land verlassen werden. Dies führt dazu, dass sie sich nicht um die Umwelt des Landes kümmern und nicht einmal darüber nachdenken.

#### *Wie beurteilen Sie die internationale Interessenlage?*

Die Klima- und Umweltveränderungen sind das beste Beispiel für ein „globales Dorf“, denn das Abholzen der Wälder in einer Region beeinträchtigt ebenfalls die anderen Regionen. So sehen wir, dass wir alle im selben Boot sitzen. Wir haben bei unseren Begegnungen mit den Vertretern der internationalen Organisationen erfahren, dass sich die meisten von ihnen für die gemeinsamen internationalen Themen und Herausforderungen wie Umweltverschmutzung und Ausdünnung der Ozonschicht interessieren. Die internationale Gemeinschaft interessiert sich im Einzelnen für die lokalen Probleme eines Landes wie die Verschmutzung des Grundwassers, städtische und industrielle Abfallbelastung. Wir sind Mitglied einiger internationaler Konventionen, durch die wir von den Verpflichtungen der Weltgemeinschaft insbesondere der Gruppe G 20 erfahren und versuchen, sie für die Verbesserung unserer Umwelt zu nutzen. Dazu ein Beispiel: Vietnam bekam im Jahre 2009 970 Mio. Dollar aus den Mitteln zur Wiederbelebung der verseuchten Erde. Wir haben auch die Möglichkeit und Kapazität, einen höheren Anteil als 91 Mio. Dollar aus diesem Topf zu bekommen, insbesondere weil die Auswirkungen des Klimawandels in Zentralasien sichtbar sind.

#### **Schärfung des ökologischen Bewusstseins**

##### *Wie sehen Sie das Interesse und die Zusammenarbeit der Bevölkerung? Haben sich in den vergangenen Jahren Veränderungen im Verhalten der Bevölkerung ergeben?*

Ja, wir waren zumindest darin erfolgreich, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung, der Medien und der Bürger auf dieses Problem zu lenken und ihnen ein Bewusstsein dafür zu vermitteln. Wir wissen, dass die fortschrittlichen Länder mindestens 50 % ihrer Bemühungen darauf konzentrieren, das allgemeine Bewusstsein zu schärfen. In Bezug auf das Nationale Umweltschutzamt muss ich sagen, dass wir 70 bis 75 % unserer Bemühungen auf dieses Thema konzentrieren. Unsere Bemühungen richten sich darauf, die Menschen zu unterrichten und sie für die Probleme der Umwelt zu sensibilisieren, so dass sie bei den kommenden Präsidentschaftswahlen dem Kandidaten ihre Stimme geben, der ein besonderes Programm für die Umwelt vorgelegt hat. Sozusagen eine grüne Sicht der Dinge hat. Ich bin der Überzeugung, dass sich die Situation weiterhin verschlimmern wird, solange der Umweltschutz keinen Zugang in die Politik gefunden hat. Wir wollen die Menschen aufrütteln, damit sie sich für ihr Recht einsetzen und damit sie die Regierung und die Parteien unter Druck setzen. Ein klares Beispiel für diese Bewusstseinsände-

rung ist die Niederlage von Jacques Chirac gegen die Sozialisten bei der Präsidentschaftswahl. Er ließ einen Baum vor der Pariser Stadtverwaltung fällen und wurde dafür als Ökoterrorist beschimpft. Daher sehe ich optimistisch in die Zukunft.

*Da Ihr Amt kein Exekutivorgan ist, wie gestalten sich Ihre Zusammenarbeit und die Koordination Ihrer Vorhaben mit der Exekutive?*

Die Regierungsorgane sind manchmal eher Stolpersteine auf unserem Weg. Insbesondere kritisiert das Finanzministerium ständig die Höhe unseres winzigen Budgets und versucht es einzuschränken. Während jährlich Millionen Dollar für Möbel und Einrichtungen ausgegeben werden, haben wir Schwierigkeiten bei der Durchsetzung unserer grünen, menschlichen und islamischen Pläne, die ständig in Frage gestellt werden. Unter diesen Umständen haben wir in der Hauptstadt ein Komitee für Umweltkoordination gebildet, in dem die Planungschefs aller Ministerien und Regierungsorganisationen Mitglieder sind. Sie nehmen an den monatlichen Sitzungen teil. Wir beteiligen sie an der Planung und Meinungsbildung und bitten sie, unsere grünen Standpunkte in ihren lang- und kurzfristigen Plänen zu berücksichtigen. Daneben haben wir eine Kommission unter dem Namen „Kommission zur Verhinderung der Luftverschmutzung“ gebildet, in der alle stellvertretenden Minister, Leiter des Amtes für Industrienormen, Bürgermeister von Kabul, Vertreter der Zivilgesellschaften und der Gewerkschaften Afghanistans beteiligt sind. Jeden Monat kommen die Mitglieder der Kommission zusammen und beraten über die Mittel und Wege der Verminderung der Luftverschmutzung in Kabul. Denn die Sorge um die Luftverschmutzung in Kabul ist verhältnismäßig groß. Wenn wir aber diesen Ministerien Aufgaben überlassen, kümmern sie sich nicht darum. Das Einzige, was unser Amt dagegen tun kann, ist, darüber den Ministerrat zu unterrichten, damit die Minister die nötigen Entscheidungen treffen. Nur so weit reicht unsere Macht, und darüber hinaus können wir nichts bewirken. Wir haben einmal vorgeschlagen, eine „grüne Polizei“ für die Durchsetzung der Umweltprogramme und der Verhinderung der Umweltzerstörung zu bilden. Das Innenministerium hat den Vorschlag abgelehnt mit der Begründung, dass dann ja alle Organe eine eigene Polizei beantragen könnten.

*Haben Sie die nötigen Ausrüstungen und Möglichkeiten?*

Wir beabsichtigen, sechs Messgeräte zur Kontrolle der Luftverschmutzung anzuschaffen, haben aber bislang lediglich ein Gerät bekommen und benutzen es in Kabul. Zur Messung anderer Umweltbelastungen wie des Geräuschpegels oder der Verschmutzung des Wassers haben wir keine Ausrüstung.

*Was sind Ihre größten Befürchtungen für die Zukunft der afghanischen Naturlandschaften?*

Die größte Sorge bereitet uns leider die Luftverschmutzung. In fünf großen afghanischen Städten ist die schädliche Feinstaubmenge siebenmal größer als der Weltdurchschnitt und dreimal größer als in den Ländern der Region. Laut einer gemeinsamen Studie mit der Asiatischen Entwicklungsbank hat die Menge der gefährlichen Partikel in der Luft die rote Linie überschritten und ist die Ursache von vielen Lungenkrankheiten, darunter auch Lungenkrebs. Wir machen uns Sorgen wegen des bleihaltigen Kraftstoffs von niedriger Qualität, der durch Bürokratie und Korruption ins Land gebracht wird und die Luft und das Wasser mit Blei verseucht.

*Welche Vorkehrungen haben Sie in Bezug auf die Exploration der Lagerstätten, deren Abbau und die industrielle Verschmutzung getroffen?*

Die Bergbauindustrie belastet leider auf allen Ebenen, angefangen von der Exploration bis zum Abbau, die Umwelt. Die Erfahrungen in anderen Ländern zeigen, dass manchmal mehr für die Umweltmaßnahmen beim Bergbau ausgegeben wird, als die Mine einbringt. Wir haben unsere Sorgen dem Ministerium für Industrie und Bergbau mitgeteilt, die glücklicherweise von diesem Ressort geteilt wurden. Dieses Ministerium ist für das Problem sensibilisiert und hat bereits eine entsprechende Abteilung eingerichtet, um den Herausforderungen zu begegnen. Unsere Vertreter haben die Explorationsverträge vor der Unterzeichnung gelesen und die nötigen Vorschläge unterbreitet, was wir als einen positiven Schritt erachten. Trotzdem aber ist die weit verbreitete Korruption bei den Behörden eine große Herausforderung, die unsere Bemühungen vereiteln könnte.

**TAQI AKHI AOI** ist afghanischer Schriftsteller und Journalist und lebt in Kabul.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

**Afghanistan Online**

<http://www.afghan-web.com/environment/nepa.html>

en, de

# KLIMAWANDEL IN PALÄSTINA UND DER ARABISCHEN WELT EIN ÜBERBLICK

**Die gegenwärtigen Umweltprobleme stellen eine der größten weltweiten Herausforderungen dar. Zweifellos sind sich die arabische Welt und Palästina der Dringlichkeit dieser Probleme bewusst. Dennoch stehen oft die innerstaatlichen Belange im Vordergrund und beschränken so die Möglichkeiten, auf die Herausforderungen und Bedrohungen angemessen zu reagieren.**

Von Ziad Mimi und Nidal Katiba



Graffiti-Darstellung des inhaftierten palästinensischen Politikers Marwan Barghouti auf der Sperrmauer zwischen dem Westjordanland und Israel, in der Nähe des Kalandia Checkpoints.  
Foto: Stefan Weidner © Goethe-Institut

Die gegenwärtigen Umweltprobleme stellen eine der größten weltweiten Herausforderungen dar. Die Aufmerksamkeit, die diesen Problemen gewidmet wird, ist von Land zu Land unterschiedlich. Besonders die arabischen Länder müssen sich vielen Aufgaben stellen, die Priorität vor Umweltbelangen und dem Klimawandel haben. Unter diesen Aufgaben findet sich an vorderster Stelle die Notwendigkeit sozial-ökonomischer Entwicklungspläne, um die breit gefächerte Arbeitslosigkeit anzugehen, die Armut zu bekämpfen und eine Basis an Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen für eine rasant wachsende Gesellschaft zur Verfügung zu stellen. Dieser Beitrag liefert einen kurzen Überblick über die Herausforderungen, denen sich Palästina und die anderen arabischen Länder gegenübersehen.

Der Klimawandel hat sich als wissenschaftliche Tatsache durchgesetzt und es existieren zahllose Beispiele aus jedem Land dieser Welt, die diese Unumstößlichkeit untermauern: extreme Wetterphänomene wie Tsunamis und Überflutungen,

Dürreperioden und Flächenbrände, die hunderte Millionen Quadratmeter Baumbestand zerstören, außerdem Temperaturextreme und der generelle Anstieg des Meeresspiegels, der eine zerstörerische ökologische Wirkung auf die niedrig gelegenen Küstengebiete hat.

Um diesen Herausforderungen zu begegnen, wurden auf internationaler Ebene viele Umweltorganisationen gegründet, darunter das Umweltprogramm der Vereinten Nationen (United Nations Environmental Programme – UNEP). Viele internationale Abkommen wurden verabschiedet, darunter die Deklaration von Stockholm aus dem Jahre 1972, der die Deklaration von Rio de Janeiro über Umwelt und Entwicklung im Jahre 1992 folgte – aus der wiederum drei der Hauptdokumente in den Bereichen Klimawandel, Desertifikation und Biodiversität hervorgingen. In den Jahrzehnten zwischen diesen beiden Deklarationen gab es viele andere internationale Verträge, darunter das Wiener Übereinkommen zum Schutz der Ozonschicht und das Montreal-Protokoll.

## Umweltprobleme in Palästina und dem Nahen Osten

Die Schaffung einer zuverlässigen Abfallentsorgung, sowohl für Haushalts- als auch für Industriemüll, die Minimierung von Verschmutzungen durch Produktionsprozesse, der Umgang mit der Verschlechterung des Ökosystems und mit dem Klimawandel gehören zu den wichtigsten Aufgaben und Problembereichen, mit denen Palästina und die arabische Welt derzeit konfrontiert sind. In den meisten Ländern dieser Region wurden Umweltministerien und Institute für ökologische Fragen gegründet. Diese Einrichtungen streben nach der Schaffung und Etablierung von Vorschriften und Gesetzen, und sie sind dafür zuständig, dass der Umweltschutz und die damit verbundenen Belange trotz der vielen anderen dringlichen Aufgaben dieser Länder aufrechterhalten werden kann.

Diese Ministerien und Institute repräsentieren ihre Länder auf nationaler und internationaler Ebene bei Konferenzen und anderen Foren zum Thema Umwelt. Palästina war eines der ersten arabischen Länder, in dem eine Gesetzgebung zur Umwelt erlassen wurde: Im Jahre 1998 wurde dort das Umweltministerium geschaffen und ein Jahr später das Umweltgesetzbuch verabschiedet.

Zweifellos sind sich die arabische Welt und besonders Palästina der Dringlichkeit der Umweltprobleme bewusst, denen sie gegenüberstehen. Dennoch haben oft die innerstaatlichen Belange Priorität und beschränken so die Möglichkeiten, auf die Herausforderungen und Bedrohungen angemessen zu reagieren. Ranghohe Entscheidungsträger aus der Politik sehen die Natur vermutlich als überflüssigen Luxus an, denn ihnen scheint das Ausmaß der Bedrohung nicht klar zu sein, die aus dem Mangel an einer angemessenen Reaktion auf die gegebenen Probleme resultiert. Aus diesem Grund befassen sich die Autoren dieses Beitrages mit der Erforderlichkeit, die Entscheidungsträger in der arabischen Welt für die genannte Problematik zu sensibilisieren, denn nur eine proaktive Herangehensweise an Umweltbedrohungen kann enorme Kosten verhindern, die andernfalls für die Linderung des Ausmaßes von Umweltkatastrophen wie Überflutungen und Dürreperioden ausgegeben würden.

Außerdem ist erwähnenswert, dass die arabischen Länder – besonders Saudi-Arabien und Ägypten – eine einzigartige Stellung innerhalb der internationalen Umweltverhandlungen innehaben, vor allem im Bereich des Klimawandels. Die Saudis verfügen über eine beeindruckende und hoch kompetente Delegation, sowohl hinsichtlich ihrer Erfahrung als auch ihrer Verhandlungsfähigkeiten, und viele Saudis haben hohe Stellungen in internationalen Verhandlungsgremien inne. Dies mag ein Anzeichen sein für die Bedeutung dieser Verhandlungen und ihrer Ergebnisse für die Wirtschaft des Königreiches und anderer Öl produzierender Länder, besonders für diejenigen, die den Kooperationsrat der Arabischen Staaten

des Golfes (Gulf Cooperation Council) bilden. Für diese Länder steht viel auf dem Spiel, da ihr Wirtschaftssystem auf fossilen Brennstoffen basiert, die durch internationale Vereinbarungen limitiert werden sollen, da sie als Hauptverursacher der globalen Erwärmung gelten.

Die arabischen Länder waren von Anfang an bei den Klimaverhandlungen dabei, sowohl als regionaler Staatenblock als auch als Teil der G 77, die heute bereits 133 Entwicklungsländer vereint. Sie hatten einen erheblichen Anteil an der Formulierung der Klimarahmenkonvention der Vereinten Nationen (United Nations Framework Convention on Climate Change – UNFCCC), welche den Grundsatz der Gerechtigkeit und das Prinzip der gemeinsamen, aber unterschiedlichen Verantwortung zwischen Industrie- und Entwicklungsländern hervorhebt. Letzteres bekräftigt das dringende Bedürfnis der Entwicklungsländer nach kontinuierlicher wirtschaftlicher Entwicklung und dem Kampf gegen Armut.

## Die Umwelt, der Klimawandel und der arabisch-israelische Konflikt

Die Umwelt kennt keine Grenzen – dies ist ein weltweit anerkannter Grundsatz. Demzufolge haben die Handlungen von israelischer Seite einen negativen und direkten Einfluss auf beide Parteien des Konfliktes. Es ist unbestreitbar, dass Israel während seiner Herrschaft über die palästinensischen Gebiete, die es im Jahre 1967 besetzt hatte, die unmittelbare Umwelt in Palästina systematisch vernachlässigt hat. Dadurch entstand ein enormer ökologischer Schaden. Trotz der Wiedererlangung der Kontrolle über die besetzten Gebiete durch die Palästinensische Nationale Autorität im Jahre 1994 gingen die israelischen Eingriffe in die palästinensische Umwelt nicht nur unvermindert weiter, sondern haben sich seit dem Oslo-Abkommen und der Gründung der Palästinensischen Nationalen Autorität noch verstärkt. Zu diesen Umweltverstößen gehören die folgenden:

- Der Diebstahl von palästinensischen Wasserressourcen. Bereits 82 % des Gesamtbestandes sind erschöpft.
- Die systematische Zerstörung der Umwelt in Gebieten, die von der Sperrmauer, die Israel gebaut hat, durchzogen sind. Für die Errichtung der Mauer wurden große Gebiete dem Erdboden gleichgemacht und über 1,5 Millionen Bäume gefällt, viele davon waren über hundert Jahre alt. Hinzu kommt, dass viele Bäume gestohlen und innerhalb der Grenzen von 1948 oder in israelischen Siedlungsgebieten auf palästinensischem Boden wiedereingepflanzt wurden.
- Die Entsorgung von giftigem Industriemüll auf palästinensischem Boden.
- Das Einspeisen von ungeklärtem Abwasser aus israelischen Siedlungen in Bäche und Flüsse, wodurch nicht nur eine allgemeine Belastung für die Umwelt eintritt, sondern zudem

eine Verunreinigung des Bewässerungssystems, aus dem Palästina seine Grundwasserversorgung gewinnt.

- Der Angriff auf Gaza im Jahre 2008, gefolgt vom jüngsten Anschlag im Winter 2012. Im Rahmen des Umweltprogramms der Vereinten Nationen wurden verschiedene Studien über die Auswirkungen der israelischen Besetzung palästinensischer Gebiete auf die Umwelt durchgeführt, besonders nach der Demontage von Siedlungen im Gazastreifen und ihrem Abriss durch die israelische Armee. Zu diesen Studien gehört eine Einschätzung der Umweltschäden, die durch den Angriff auf Gaza verursacht wurden. Das palästinensische Umweltministerium hat ebenfalls eine Studie darüber veröffentlicht, welche Auswirkungen die Mauer auf die unmittelbare Umwelt in Palästina hat.

Problematisch ist zudem, dass viele notwendige Ressourcen aus den Gebieten stammen, die im Oslo-Abkommen als „C-Gebiet“ bezeichnet werden (d. i. ein Territorium, das sich unter vollständiger israelischer Zivil- und Sicherheitsverwaltung befindet). Außerdem muss die Palästinensische Nationale Autorität zuerst Erlaubnis von Israel erhalten, bevor sie regionale Umweltprojekte voranbringen kann, wie z. B. die Errichtung von Mülldeponien oder von Trinkwasseraufbereitungsanlagen.

Alles in allem wurde eine Vielzahl an Studien durchgeführt, die auf die gewichtige Rolle des Klimawandels und seiner Auswirkungen auf die Sicherheit in der Region hinweisen. Durchgeführt von diversen europäischen Forschungszentren, haben diese Studien klar herausgestellt, dass die israelische Besetzung in engem Zusammenhang mit der Verschlechterung des Klimas steht, denn sie beeinflusst sowohl die Weiterentwicklung als auch die Ernährungs- und Trinkwassersicherung Palästinas und der gesamten Region. Besonders die begrenzten Wasserressourcen geben Anlass zur Sorge, da Schätzungen zufolge bis zum Jahre 2050 etwa 20 % weniger Regen fallen wird. Die Durchschnittstemperaturen werden laut Vorhersagen bis zum Ende dieses Jahrhunderts um etwa 2,5 bis 5,6 Grad Celsius ansteigen. Und es wird erwartet, dass der Jordan fast völlig austrocknen wird.

Wie bereits zu Beginn dieses Artikels erwähnt wurde, ergreifen die arabischen Staaten viele Maßnahmen, um sich auf die Auswirkungen des Klimawandels einzustellen, besonders in Hinsicht auf die Verminderung von Luftverschmutzung. In den Berichten, die diese Länder dem UN Emergency Secretariat on Climate Change vorlegen, sind diese Bemühungen zusammengefasst.

Auf regionaler Ebene wurde auf diversen Gipfeltreffen der Arabischen Liga vereinbart, dass eine gemeinsame arabische Position bei internationalen Klimaverhandlungen geschaffen werden müsse. Die Arabische Liga hat in Kooperation mit arabischen Klimawandel-Experten einen „Arabischen Plan für

den Umgang mit dem Klimawandel“ erstellt. Dieser Plan ist der einzige dieser Art und man hofft, dass er vollständig umgesetzt werden wird.

### Palästinas Stimme

Bis zum 29. November 2012 hatte Palästina bei allen internationalen Klimakonferenzen Beobachterstatus (offiziell bekannt unter dem Begriff ‚beobachtende Entität‘) inne. Bei der 15. Klimakonferenz in Kopenhagen wurde Palästina von Premierminister Salam Fayyad und einer Delegation aus Vertretern des Umwelt- und Außenministeriums und der Wasserbehörde repräsentiert. Bei diesem Treffen gab Palästina seinen Klimawandel-Strategieplan bekannt.

Nachdem am 29. November von der Generalversammlung der Vereinten Nationen der Status Palästinas von einer beobachtenden Entität zu einem beobachtenden Nichtmitgliedstaat aufgewertet wurde, war Palästina bei regulären Treffen der UNFCCC als ein Beobachter vertreten, der das Recht auf Teilnahme an den Verhandlungen und Beratungen hat. Dennoch kann die palästinensische Delegation weder bei Entscheidungen ihre Stimme abgeben noch an Verhandlungen untergeordneter Gremien wie z. B. Arbeitsgruppen und Ad-hoc-Komitees teilnehmen, noch kann sie von den Milliarden Dollar profitieren, die aus Dutzenden Fonds stammen, um Entwicklungsländer bei der Anpassung an den Klimawandel zu unterstützen. Dieses mangelnde Mitspracherecht wird unter dem Vorwand gerechtfertigt, Palästina sei nicht an der Klimarahmenkonvention beteiligt, obwohl es ein ordentliches Mitglied der G 77 ist, die als einer der bedeutendsten Blöcke in internationalen Klimaverhandlungen angesehen wird und die meisten Entwicklungsländer mitsamt China repräsentiert. Seit über zwei Jahren versucht Palästina nun schon gemeinsam mit den G 77-Ländern und China, die Zustimmung der Vertragsstaaten zu erhalten, um von den internationalen Fonds für die Anpassung an den Klimawandel zu profitieren, damit die nationalen Pläne für den Klimawandel verwirklicht und die Strategien für die Umsetzung der Projekte zur Milderung der negativen Auswirkungen des Klimawandels implementiert werden können. Man darf nicht vergessen, dass Palästina nicht für den Klimawandel verantwortlich ist, sondern ein Opfer seiner vielen Auswirkungen ist. Trotz der Unterstützung der G 77 und Chinas war Palästina bisher nicht erfolgreich, die Zustimmung der Vertragsstaaten zu erlangen, da die Vereinigten Staaten gegen dieses Gesuch opponierten und die Initiative blockierten.

### Tradiertes Wissen und Klimawandel

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die bedeutende Rolle, die dem tradierten Wissen in dieser Region zukommt, von der historischen Erfahrung der hiesigen Menschen mit Umweltherausforderungen, insbesondere mit dem Klimawan-

del, stammt. Palästina und die gesamte Region haben sowohl Dürreperioden als auch Überflutungen erlebt, und auf diesen Erfahrungen können die Menschen nun aufbauen. In diesem Zusammenhang ist die Geschichte des Propheten Yusef (PBUH) erwähnenswert. Im Koran wird berichtet, wie Yusef erfolgreich sieben Dürrejahre überstand. Es gibt eine große Zahl weiterer solcher Beispiele. Erwähnenswert ist an dieser Stelle außerdem, dass in internationalen Kreisen bei der Planung der Anpassung an den Klimawandel eben dieses tradierte Wissen eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Rücksichtsloses Verhalten wird als die Hauptursache der ökologischen Katastrophe und des Klimawandels angesehen: auf der einen Seite die exzessive Erschöpfung von Ressourcen, darunter das Abgrasen der Weiden und Wiesen sowie die Abholzung der Wälder, und auf der anderen Seite in den wohlhabenden Ländern der Region maßloser Konsum.

Eine der Hauptursachen für den Klimawandel und die Verschlechterung der Umwelt sind zweifellos die Konsummuster in den wohlhabenden Ländern, wenn man bedenkt, dass dieses Verhalten die rücksichtslose Verwendung natürlicher Ressourcen in sich birgt, von denen die meisten nicht erneuerbar sind. Anlass zur Sorge geben außerdem die Ernährungsgewohnheiten, wenn man bedenkt, dass 15.000 Liter

Wasser benötigt werden, um ein Kilo Fleisch zu produzieren, wohingegen die Produktion von einem Kilo Reis lediglich 2.500 Liter kostet und die Produktion von einem Kilo Getreide nur 1.500 Liter.

Das Konzept des „Wasser-Fußabdruckes“ (water footprint), das erstmals 2002 auftauchte, berücksichtigt sowohl den direkten als auch den indirekten Verbrauch von Wasser durch Produzenten und Verbraucher. Der „Wasser-Fußabdruck“ eines Einzelnen, einer Gruppe oder einer Institution wird definiert als die Gesamtmenge an frischem Wasser, die benötigt wird, um bestimmte Waren zu produzieren. Der „Wasser-Fußabdruck“ eines US-Verbrauchers beträgt im Durchschnitt etwa 2.840 Kubikliter jährlich, wohingegen der Vergleichswert in Japan bei 1.280 und in China bei 1.070 Kubiklitern liegt. An dieser Stelle ist erwähnenswert, dass laut einer unabhängigen britischen Studie, die Anfang 2013 veröffentlicht wurde, etwa die Hälfte der weltweiten Nahrungsmittelproduktion verloren geht, und zwar einerseits aufgrund von unzureichender Erntearbeit, Lagerung und Beförderung, andererseits aufgrund von Vergeudung seitens der Märkte und Verbraucher. Letztendlich bedeutet dies, dass zusätzlich zu der Verschmutzung, die durch den Produktionsprozess entsteht, enorme Wassermengen und andere Ressourcen verschwendet werden.

---

**DR ZIAD MIMI** ist Professor an der Fakultät für Bauingenieurwissenschaften an der Universität von Bir Zait, Palästina. Sein Spezialgebiet ist Integriertes Wasserressourcenmanagement.

**NIDAL KATIBA** lehrt ebenfalls an der Universität von Bir Zait.

Übersetzung: Simone Falk

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

**Institution of Mechanical Engineers: Global Food Report**

<http://www.imeche.org/knowledge/themes/environment/global-food>

de

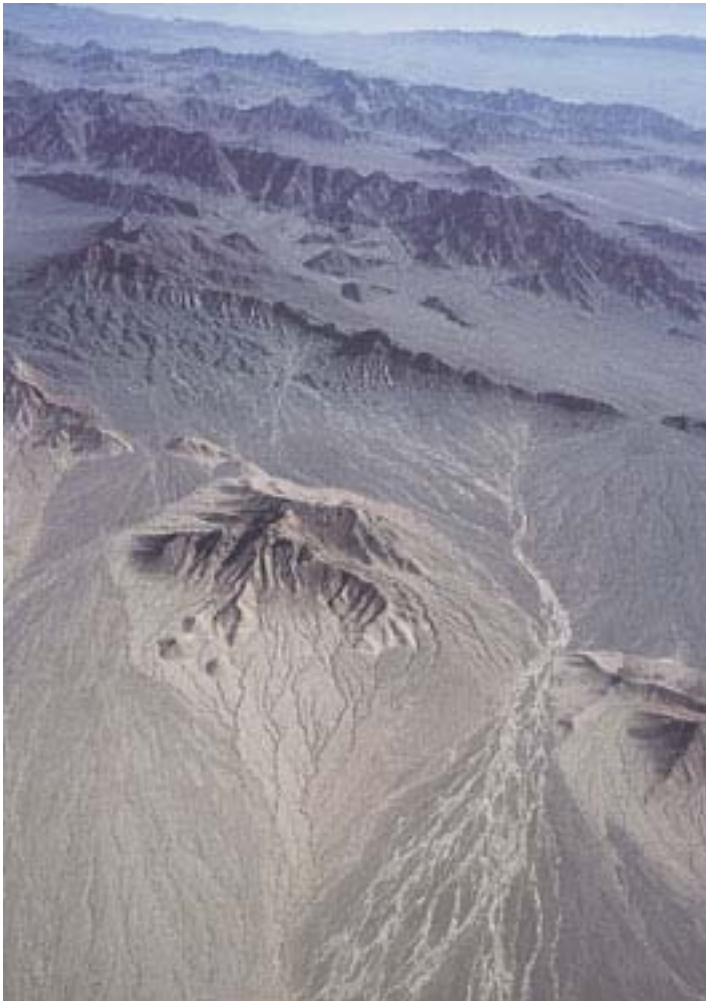


# KLIMA- UND LANDSCHAFTSWANDEL IM ORIENT

## DAS HOCHLAND VON IRAN

Der Klimawandel bedroht weniger die reichen Länder des Nordens als die des Südens und des Nahen und Mittleren Ostens. Dennoch weiß man nur wenig darüber, wie der Klimawandel in den bedrohtesten Gebieten konkret aussieht. Der folgende Beitrag erläutert die Bedrohungen am Beispiel des Hochlandes von Iran..

Von Eckart Ehlers



Diese Luftaufnahme aus dem Hochland von Iran zeigt die Ausmaße von geologischen und klimatischen Vorkommnissen. Die Berge ertrinken in ihrem eigenen Schutt.

Foto: Georg Gerster. Aus *Paradise Lost: Persia from Above* von Georg Gerster © Phaidon, London 2008

sehen davon, dass diese Beobachtungen für die Entwicklung von Klimamodellen und ökologischen Zukunftsszenarien genutzt werden, zeigt sich immer mehr, dass der Mensch zu einem entscheidenden Agens von Klimawandel und, mehr noch, von den allenthalben zu beobachtenden Umweltveränderungen auf der Erde geworden ist. Wissenschaftler verweisen auf die vom Menschen ausgehenden CO<sub>2</sub>-Emissionen als eine der Hauptursachen des Temperaturanstiegs und seiner Konsequenzen. Schon wird diskutiert, unsere heutige Zeit als eigene geologische Epoche und als Anthropozän zu bezeichnen.

Es ist inzwischen ein Allgemeinplatz, dass sich Klima und Umwelt in globalem Maßstab ändern. Die Indikatoren dieses Wandels sind bekannt und immer wieder zitiert: Gletscherschmelze an den Polen, auf Grönland und in den Hochgebirgen der Erde. Die Spiegel der Weltmeere steigen. Verheerende Unwetter – Hurricanes und Taifune – verwüsten die Küsten tropischer Tiefländer und mit ihnen Städte, Dörfer und Ackerflächen. Überschwemmungen ebenso wie Dürrephasen verursachen immer größere Opferzahlen unter der von diesen Ereignissen betroffenen Bevölkerung.

Der Weltklimarat (Intergovernmental Panel of Climate Change – IPCC) registriert seit fast zwanzig Jahren die globalen Klimaänderungen und die mit ihnen verbundenen Wandlungen der Naturlandschaften und der Biosphäre. Ganz abge-

Eine nähere Analyse der wissenschaftlichen Literatur belegt indes, dass Quellen und Daten für belastbare Klimaszenarien auf der Erde sehr ungleich verteilt sind. Sie entstammen vor allem dem dichten Netz von Beobachtungs- und Messstationen in den hochentwickelten Industrieländern des Nordens. Hier finden sich auch die großen Forschungszentren und Laboratorien, die solche Daten und Erkenntnisse auswerten. Es ist nicht überraschend, dass diese Ergebnisse dann verallgemeinert und auf Weltmaßstab übertragen werden. Indes scheinen pauschal formulierte Befunde und globale Vorhersagen immer weniger geeignet, die Realität regionaler oder lokaler Entwicklungen von Klima- und Landschaftsveränderungen widerzuspiegeln. Das gilt auch für weite Teile des Nahen und Mittleren Ostens, insbesondere für die krisengeschüttelten Regionen zwischen dem Libanon im Westen und dem Hindukusch im Osten. Ihre Beobachtungs- und

Messnetze sind dünn gesät. Die Auswertungen sind eher lückenhaft und nicht selten fehlt es auch an geschultem Personal zur Bewertung erhobener Daten und ihrer Einbettung in den internationalen Diskurs. Kurzum: Wir wissen sehr wenig über Klima- und Landschaftswandel in weiten Teilen des islamischen Orients. Weithin sind wir auf Indizien, sporadische Beobachtungen oder aber punktuell angelegte Forschungsergebnisse angewiesen.

### **Das Hochland von Iran und seine Randgebiete - eine Schlüsselregion zur Erforschung des Klima- und Landschaftswandels**

Das Hochland von Iran und seine Randgebiete spielen eine Schlüsselrolle für die künftige Erforschung des Klima- und Landschaftswandels in der Region des Nahen und Mittleren Ostens. Warum? Zum einen ist das trocken-aride Hochland von Iran, im Mittel etwa 1000 m über dem Meeresspiegel gelegen, ein klimaökologisch fast mustergültig geeigneter Raum für die Erfassung von Temperatur- und Niederschlagsschwankungen. Zum zweiten stehen mit den randlichen Hochgebirgen - dem Zagros-System im Westen mit Höhen bis 4200 m und dem Alborz im Norden mit dem Demavand (5671 m) als höchste Erhebung Irans - äußerst sensibel reagierende „Registrierplatten“ für jegliche Veränderungen des Naturhaushalts des Landes zur Verfügung. Dieses Potential wird noch dadurch erhöht, dass auch auf dem Hochland von Iran einzelne Gebirgsmassive bis zu 4500 m Höhe aufragen und somit zusätzlich relevante Informationen zum Klimawandel beithalten. Drittens schließlich verfügt Iran über wissenschaftliche Infrastruktur und fachliche Kompetenz, um potentiell eine entsprechende systematische Forschung zu betreiben und damit zu einem wichtigen Bindeglied in der weltweiten Klimaforschung zu werden. Dieses Potential liegt allerdings derzeit sehr im Argen.

Für das Hochland von Iran und seine Randgebiete mögen drei Beispiele als Belege für historischen wie gegenwärtigen Wandel von Klima und natürlicher Umwelt dienen: Geologische und paläo-geographische Befunde; rezente Veränderungen des Wasserhaushalts und der Grundwasserressourcen; aktuelle Forschungsergebnisse auf der Basis lokaler Feldstudien.

Geologische und paläo-geographische Befunde: Klimawandel und mit ihm verbundene Veränderungen von Niederschlägen und Temperaturen, von Vegetation und Tierwelt wie auch von Prozessen der Landschaftsgestaltung sind Phänomene, die seit Jahrmillionen überall die Entwicklungsgeschichte der Erde prägen. Auf dem Hochland von Iran sind die großen Salzseen, vor allem die Dasht-e-Kavir, aber auch andere abflusslose Seebecken sowie große Trockentäler einstmals wasserführender Flüsse Zeugnisse dieses permanenten Wandels. In nicht wenigen Seebecken und entlang etlicher Hochlandsflüsse deuten zudem alte Terrassensysteme auf höhere Was-

serstände und entsprechend größere Wasserführung der Flüsse hin. Besonders eindrucksvoll sind die mächtigen Schwemmfächer und Schutthalden, die Berge und Höhenzüge im gesamten Zentraliran einhüllen. Sie werden unter dem Sammelbegriff „Bergfußflächen“ zusammengefasst. „Die Berge ertrinken im eigenen Schutt“ ist eine nicht selten gehörte Beschreibung dieser Erosionsprozesse, die unter feuchteren Bedingungen als heute abgelaufen sein müssen. Selbstverständlich gehen diese Veränderungsprozesse auch heute weiter. Im Regelfall verlaufen sie indes so langsam, dass sie sich einer unmittelbaren Beobachtung entziehen. Gelegentliche Unwetter wie z. B. Starkregen stellen Ausnahmen von dieser Regel dar.

Rezente Veränderungen des Wasserhaushalts und der Grundwasserressourcen: Unmittelbar und stark durch menschliche Aktivitäten beeinflusst stellen sich die dramatischen Veränderungen des Wasserhaushalts im Hochland von Iran und seinen Randgebieten dar. Dies zeigt sich zum einen durch Eingriffe des Menschen in die natürlichen Abflussverhältnisse der wenigen ganzjährig oder periodisch wasserführenden Flüsse. Dammbauten und Ablenkungen von Flusswasser für Bewässerungszwecke reduzieren die natürlichen Abflussverhältnisse so sehr, dass viele der ohnehin schrumpfenden Wasserläufe ihre Mündungsgebiete kaum noch erreichen.

Gravierender als beim Oberflächenabfluss stellt sich die Problematik abnehmender Wasserverfügbarkeit bei den Grundwasservorräten des Landes dar. Die Jahrtausende alte Kulturtechnik der Qanat-Bewässerung, das Rückgrat intensiver Oasen-Landwirtschaft auf dem Hochland von Iran, steht durch Klimawandel und menschliche Übernutzung der unterirdischen Wasservorräte vor dem Kollaps.

Qanate und die oben genannten Bergfußflächen sind unabdingbar miteinander verbunden. Qanate (bekannt auch unter dem Namen Foggara in Nordafrika oder Karez in Afghanistan) sind vom Menschen angelegte unterirdische Galerien, die der Fassung des in den Bergfußflächen der Gebirgsländer zirkulierenden Grundwassers dienen. Diese aus Regen- und Schmelzwassern gespeisten Vorkommen werden in den Schuttmänteln der vielen Bergzüge durch bis zu 100 m tiefe „Mutterschächte“ aufgespürt und dann über z. T. bis zu 70 km lange unterirdische Galerien allmählich an die Oberfläche geleitet. Die Qanat-Technik, wohl bereits in vorchristlicher Zeit im Nordwesten Irans entwickelt, hatte große wirtschaftliche Bedeutung - und hat sie teilweise heute noch. Bis zum Zweiten Weltkrieg waren Qanate nicht nur für die Bewässerung von Feldern und Gärten, sondern auch für die Versorgung vieler Dörfer und Städte mit Trinkwasser wichtig. Ihre Gesamtzahl wurde auf über 35.000 geschätzt; heute dürfte ihre Zahl weit unter 10.000 betragen. Menschliche (Über-)Nutzung der natürlichen Grundwasserströme einerseits, zur Absenkung des Grundwasserspiegels führende Bohrungen von motorgetriebenen Brunnen für Bewässerungszwecke oder für

Trinkwassernutzungen andererseits, vor allem aber auch sinkende Niederschläge in den Gebirgen als Garanten der Wiederauffüllung der Grundwasserreserven sind untrügliche Zeichen eines Desertifikationsprozesses. Desertifikation als Ausdruck eines nachhaltigen Klima- und Landschaftswandels sind im Hochland von Iran allenthalben zu beobachtende Phänomene. Dies gilt in ganz besonderer Weise für viele Oasensiedlungen im zentralen Hochland von Iran. Verlassene Dörfer, schrumpfende Ackerflächen oder vertrocknete Datelpalmenhaine und einstmals intensiv genutzte, nun aber von Wüstensand zugedockte Obst- und Gemüseärten sind allenthalben zu beobachtende Phänomene. Die Wüste breitet sich aus!

Aktuelle Forschungsergebnisse auf der Basis lokaler Feldstudien: Die Zahl wissenschaftlich exakter Nachweise von Klimawandel in Iran ist bislang sehr gering. Zu den wenigen Ausnahmen zählt eine jüngst abgeschlossene Studie über Klima- und Landschaftswandel im Nordwesten des Landes und seine Auswirkungen auf den Bergnomadismus in dieser Region. Am Beispiel des 4740 m hohen Sabalan Kuh in der Provinz Azerbaidschan und seines Vorlandes belegt die Auswertung langfristiger Klimabeobachtungen und Messergebnisse von teilweise über 40 Jahren einen eindeutigen Trend zu größeren Temperaturextremen im Sommer wie Winter und zu zunehmender Trockenheit infolge abnehmender Niederschläge. Besonders in den Monaten Juni bis Oktober führen deutliche Zunahmen der Durchschnittstemperaturen bei gleichzeitig rückläufigen Niederschlägen zu den auch bei den Qanaten registrierten Austrocknungserscheinungen der nomadischen Weideflächen. Auch hier, im klimatisch durch höhere Niederschläge bevorzugten Randbereich des Hochlandes von Iran, sind Desertifikationsprozesse als ausschließlich von der Natur gesteuerte Phänomene nachweisbar. Rückgänge der pflanzlichen Reproduktion der Weideflächen sowohl im Hochgebirge wie im Tiefland haben tiefgreifende Rückwirkungen auf den ohnehin fragilen nomadischen Pastoralismus. Die Nomaden als sensible Kenner ihrer natürlichen Umwelt sind sich dieser Veränderungen sehr wohl bewusst. Reduziertes Weidepotential auf den sommerlichen Hochweiden wie auch in den winterlichen Weidearealen des Gebirgsvorlandes sind ein Handicap. Ein anderes sind zunehmende Begrenzungen alternativer Weideflächen durch Konflikte mit der sesshaften bäuerlichen Bevölkerung, die ihrerseits Viehhaltung betreibt und zudem Weideland in Ackerflächen umwandelt. Diese und andere Faktoren zeigen, wie sehr Klima- und Landschaftswandel nicht nur ein natürliches und naturwissenschaftliches Phänomen sind, sondern auch tiefe Rückwirkungen auf die Alltagskultur von Mensch und Wirtschaft haben.

In die gleiche Richtung wie die messbaren Veränderungen des Klima- und Landschaftshaushalts am Sabalan Kuh deuten die dramatischen Verhandlungsprozesse des nur unweit entfernt gelegenen Urmia-Sees. Dieser über 5000 km<sup>2</sup> große ab-

flusslose Salzsee mit extrem hohen Salzakkumulationen ist – ähnlich wie der Aral-See – heute vom Austrocknen bedroht. Das Absinken des Seespiegels um etwa 7 m in den Jahren zwischen 1995 und 2011 ist ein untrüglicher Indikator für Klimawandel, deuten doch die Niederschlagsrückgänge um 40 mm im Einzugsbereich des Urmia-Sees im Zeitraum 1997–2006 unmissverständlich darauf hin. Allerdings sind hier auch starke menschliche Einflüsse durch Ableitung oder Stau der Zuflüsse des Urmia-Sees für Bewässerungszwecke am Werke.

### **Der Nahe und Mittlere Osten: ein ökologisches Pulverfass der Zukunft?**

Die für das Hochland von Iran und seine Randgebiete ange deuteten Trends und unwiderlegbaren Beweise höherer Temperaturen, geringerer Niederschläge und Zunahme von Extremereignissen wie Dürren oder Überschwemmungen gelten auch für seine Nachbarregionen im Westen wie im Osten. Auch dort steht das Klima auf der Kippe. Auch dort wird der Mensch zunehmend zum Verursacher wie auch zum Opfer des Klimawandels und von Landschaftsveränderungen, die seine Existenzgrundlagen nachhaltig beeinflussen. Ist der Nahe und Mittlere Osten also nicht nur ein politisches, sondern in der Zukunft auch ein ökologisches Pulverfass?

Die eingangs angedeuteten Modellberechnungen und Zukunftsszenarien des Intergovernmental Panel on Climate Change weisen unmissverständlich in solche Richtungen. In seinem bislang letzten Bericht aus dem Jahre 2007 heißt es zu Asien ganz allgemein: „All of Asia is very likely to warm during this century; the warming is likely to be well above the global mean in central Asia ...“ (2007, vol. I, p. 879), wozu auch der Nahe und Mittlere Osten gerechnet werden. Im Hinblick auf die Niederschläge werden die für Iran vorgelegten Befunde dahingehend prognostiziert und bestätigt, dass auch die „... summer precipitation is likely to decrease in central Asia“ (ebda.). Die Konsequenzen aus diesen Trends sind gravierend. So schlussfolgern die Autoren in ihrer Analyse über die Auswirkungen, Anpassungsstrategien und Verletzbarkeiten der betroffenen Gesellschaften im westlichen und südlichen Asien mit speziellem Bezug zu Iran und seinen Nachbarräumen wie folgt: „Cereal yields could decrease up to 30% by 2050 ... In West Asia, climate change is likely to cause severe water stress in the 21<sup>st</sup> century“ (2007, vol. II, p. 481).

Diese wie auch andere Prognosen deuten übereinstimmend auf derart gravierende Umweltveränderungen in der Region des Nahen und Mittleren Ostens, dass Konflikte nicht nur um Ideologien und bergbauliche Ressourcen wie Erdöl oder Erdgas ihre Zukunft bestimmen werden. Schon jetzt weisen Auseinandersetzungen um den lebenswichtigen und alles bestimmenden Faktor „Wasser“ in der Türkei, Syrien und Irak auf internationale Konfliktpotentiale hin. Nicht wenige Ex-

perten und politische Analysten sehen in „Wasser als Kriegs- und Konfliktpotential“ eine der großen Herausforderungen des 21. Jahrhunderts. Reduktion der natürlichen Niederschläge auf und über dem Hochland von Iran dürfte indessen schon heute die prekäre Lage der nationalen Nahrungsmittelproduktion bei steigenden Bevölkerungszahlen massiv beeinflussen. Das gilt für bäuerlich-pflanzliche wie nomadisch-tierische Erzeugung von Getreide, Fleisch und / oder Milchprodukten in gleicher Weise. Es gilt aber auch für die ausreichende Versorgung der schnell wachsenden Bevölkerung in

Stadt und Land mit sauberem Trinkwasser und Brauchwasser für Haushalte und Industrie – und das nicht nur für Iran.

Klima ist ein die Kultur des islamischen Orients und seiner Bewohner prägendes und vor allem durch großartige Zeugnisse menschlichen Geistes und menschlicher Technik ausgewiesener Faktor. Klima und Klimawandel werden in der Zukunft vor allem auch eine technologische Herausforderung sein – und damit den landläufigen Inhalt des Kulturbegriffs um die technologische Dimension erweitern.

---

**ECKART EHLERS** ist emeritierter Professor für Geologie an der Universität Bonn.

*Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013*

## REAL ENERGY WORLD

### DIE DUNKLE SEITE DES NORMALBETRIEBS

Wenn man hierzulande von Erdöl spricht, erhitzen sich die Gemüter meist am Anstieg der Ölpreise. Die Produktionsbedingungen interessieren in der Regel nicht, und auch die Medien richten ihren Blick nur ungern auf das Desaster, das die Ölproduktion in einigen der Förderländer verursacht. Nach Afrika schaut man nicht gerne, schon gar nicht, wenn wir von der Katastrophe profitieren.

Von Eva Ursprung



Ein junger Mann bei einer Protestkundgebung am Isaac-Adaka-Boro-Tag, in Gedenken an den verstorbenen Aktivist, der sich für Minderheitenrechte im Nigerdelta einsetzte. Kalama, Nigeria, 2005. Aus der Ausstellung *Letzte Ölung Nigerdelta* am Staatlichen Museum für Völkerkunde, München, 16.11.2012–15.9.2013. Foto: George Osodi © Goethe-Institut

Wenn man hierzulande von Erdöl spricht, erhitzen sich die Gemüter daher meist am Anstieg der Ölpreise. Die Produktionsbedingungen interessieren in der Regel nicht, und auch die Medien richten ihren Blick nur ungern auf das Desaster, das die Ölproduktion in einigen der Förderländer verursacht. Nach Afrika schaut man nicht gerne, schon gar nicht, wenn wir von der Katastrophe profitieren.

Seit über 50 Jahren wird im nigerianischen Nigerdelta Öl gefördert, und noch immer durchziehen dieselben, schlecht gewarteten Pipelines das Land. Gasfackeln fauchen Tag und Nacht, manchmal weniger als 300 Meter von Siedlungen entfernt. Abfackeln ist die kostengünstigste Methode, das mit dem Erdöl assoziierte Gas zu entsorgen. Die BewohnerInnen müssen mit dem Lärm, dem ständig flackernden Lichtschein und dem Ruß leben. Dieser legt sich auf Haut, Schleimhäute und Atemwege genauso wie auf Felder und Gewässer und gelangt so in die Nahrungskette. Die Folgen sind Atemwegserkrankungen, Krebs, Fehlgeburten, Missbildungen bei Neugeborenen. Die durchschnittliche Lebenserwartung liegt inzwischen bei 41 Jahren.

Die traditionelle Versorgung mit Nahrungsmitteln aus Ackerbau und Fischfang ist nicht mehr möglich: Durch den konstanten sauren Regen und das aus den größtenteils verrosteten Pipelines oder aufgrund von Sabotage auslaufende Öl

Erdöl ist der Motor unserer Wirtschaft, eine Schlüsselressource für unseren Wohlstand. Derzeit scheint es als Betriebsstoff der Industrie und als Treibstoff unersetzbar. In den letzten 100 Jahren sind rund eine Billion Fass (ein Fass entspricht 159 Litern) konsumiert worden. Die Nachfrage erhöhte sich von rund zehn Millionen Fass pro Tag im Jahr 1945 auf ungefähr 89 Millionen im Jahr 2011, die Tendenz ist weiter steigend.

Unsere Mobilität ist uns wichtig: Etwa die Hälfte des geförderten Erdöls wird im Transportbereich eingesetzt. Allein in Deutschland gab es zum Jahresbeginn 2011 laut Kraftfahrt-Bundesamt (KBA) 50.902.131 zugelassene Kraftfahrzeuge, davon sind rund 42,3 Millionen Pkw.

wächst nicht mehr viel, die Fische kommen im verseuchten Wasser um. Aus dem Norden Nigerias müssen Kühe, Ziegen und Schafe importiert werden. Es gibt keine asphaltierte Straße in die Ölregion, die Bevölkerung hat größtenteils keinen Strom und kann sich das Öl nicht leisten. Um an Treibstoff zu kommen, werden Pipelines angezapft, dann gibt es manchmal Explosionen und Todesopfer (teils aufgrund der Explosion, teils aufgrund der Militärs). Die Tankstellen sind oft geschlossen – sowohl im ölreichen Nigerdelta als auch im restlichen Nigeria gibt es häufig kein Benzin.

Die Zustände erzeugen Migrationsdruck: Unfruchtbar gewordene Böden und ölverschmutzte Gewässer, keine Aussicht auf (legale) bezahlte Arbeit, Willkür und Repressionen seitens Polizei, Militär und paramilitärischer Einheiten der Ölfirmen treiben vor allem junge Männer auf den Weg ins verheißungsvolle Europa. Die Frauen bleiben mit der Verantwortung, unter unzumutbaren Bedingungen ihre Kinder großzuziehen, alleine zurück.

### Der Kampf gegen die Katastrophe

Internationale PressefotografInnen arbeiten zum Teil sehr engagiert vor Ort, um die Hintergründe der Ölproduktion aufzuzeigen. In die internationalen Medien kommen die Bilder am ehesten, wenn Ausländer durch Rebellengruppen entführt werden, und dann sieht man kurzfristig postapokalyptische Landschaften mit riesigen Ölteppichen, lodernde Erdgasfackeln, Pipelines mitten durch die Dörfer; maskierte Rebellen, dazwischen die völlig verarmte Bevölkerung.

Die Geschichte des Widerstands der Bevölkerung steht seit Jahrzehnten immer wieder im Brennpunkt der Weltöffentlichkeit. So wurde der Schriftsteller und Bürgerrechtskämpfer Ken Saro-Wiwa, der 1989 die Bewegung MOSOP (Movement for the Survival of the Ogoni People) gründete, mit acht seiner Mitstreiter 1995 nach einem viel beachteten Schauprozess hingerichtet. 2002 und 2003 besetzten Tausende Frauen den Exportflughafen von Chevron/Texaco und einige Ölförderstationen. Sie drohten, sich nackt auszuziehen. Der Einsatz des nackten Körpers stellt in ihrer Kultur einen bedrohlichen Fluch und eine ultimative Waffe in einem Kampf zwischen Leben und Tod dar.

Die Konflikte werden zunehmend militanter, das Nigerdelta wird von Sabotagen und Entführungen sowie von Vergeltungsschlägen seitens der Regierung heimgesucht. Bewohnerinnen der Ölregion (auch Kinder) werden immer wieder Opfer von Übergriffen durch Sicherheitskräfte, insbesondere durch die 2004 zum Schutz der Ölfirmen gegründete Joint Task Force. 2006 trat eine militante Bewegung für die Emanzipation des Nigerdeltas (MEND) auf, die mit ihren Attacken auf Anlagen der Royal Dutch Shell deren Erdölproduktion empfindlich traf. Zwischen 2006 und 2008 sind mehr als 200 Ausländer verschleppt worden, gegen Zahlung von Lösegeld kamen die meisten davon unverletzt frei. Aufgrund der ständigen Konflikte hat sich 2006 Shell aus dem westlichen Teil des Nigerdeltas zurückgezogen.

### Abgetaucht

Auch die anderen dort arbeitenden Firmen wie Total, Mobil, Agip oder Chevron verlagerten die Produktion in den letzten Jahren aufgrund der permanenten Unruhen zunehmend vor die Küste. Dort wird die Katastrophe (vorerst) wieder unsichtbar: „Saubere“ Ölplattformen, Hightechanlagen und hoch qualifizierte Fachkräfte aus den Industriestaaten bestimmen das Bild. Diese leben abgeschottet vom Rest der Bevölkerung in gut geschützten Siedlungen; hinter hohen Stacheldrahtzäunen werden Einfamilienhausidyllen mit Swimmingpools gebaut, während es in den benachbarten Slums nicht einmal sauberes Trinkwasser gibt.

Die Offshorebohrungen erfolgen kilometertief im Meer. Dort ist es stockfinster und kalt, man kann sich nur virtuell orientieren. Gebohrt wird ferngesteuert von der Plattform aus, äußerste Präzision ist gefragt. Das kochend heiße Öl kühlt auf dem Weg nach oben ab, es bilden sich aggressive Stoffe, die die Rohre zersetzen und korrodieren. Dadurch entstehen Lecks, die oft sehr spät entdeckt werden. Aber nicht nur das belastet die Gewässer: Allein in der Nordsee wird täglich rund eine Million Tonnen mit Chemikalien verseuchtes „Produktionswasser“ ins Meer gepumpt. Die Werbelinien der Ölfirmen betonen weltweit ökologisches Engagement; umweltschonende Fördermethoden, „saubere“ Technik werden propagiert. Angesichts der Zerstörung selbst in unseren Breiten stellt sich die Frage, ob das überhaupt möglich ist.

---

**EVA URSPRUNG** lebt als Künstlerin und Kuratorin in Graz und hat zusammen mit Hans Nevidal die Ausstellung *Letzte Ölung Nigerdelta* für das Staatliche Museum für Völkerkunde in München konzipiert. Die Ausstellung findet noch bis zum 15. September 2013 im Residenzschloss Oettingen statt.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

**Staatliches Museum für Völkerkunde München**  
<http://www.voelkerkundemuseum-muenchen.de>  
 de

# MENSCH ODER NATUR?

## DIE VORSTELLUNG VOM ANTHROPOZÄN

In einer großangelegten Veranstaltungsreihe widmet sich das Haus der Kulturen der Welt in Berlin der Vorstellung vom Anthropozän, dem Erdzeitalter des Menschen. Natur und Klima sind nicht mehr im ursprünglichen Sinn natürlich, sondern vom Menschen gemacht. Was bedeutet dies für unser Selbstverständnis? Unser Mitarbeiter hat die Eröffnungsveranstaltungen in Berlin besucht.

Von Alem Grabovac



Jan Zalasiewicz und die Katze Philou, 11.1.2013. Foto: Sebastian Bolesch © Haus der Kulturen der Welt

Der britische Geologe Jan Zalasiewicz hat eine Katze mitgebracht. Jan Zalasiewicz ist Senior Lecturer an der University of Leicester und Mitglied der Stratigraphy Commission der Geological Society, London, einer Gruppe von Wissenschaftlern, die eine herausragende Rolle bei der Analyse des Anthropozän-Phänomens spielen. Die Katze, die vor ihm auf dem Tisch sitzt, hat ein schwarzes Fell und heißt Philou. Während seines Vortrages im Haus der Kulturen der Welt umkreist und füttert Jan Zalasiewicz die Katze Philou. Diese Katze, sagt er, symbolisiere für ihn das Zeitalter des Anthropozäns. Denn die Hauskatze, *Felis silvestris catus*, zähle unter den Biospezies der Erde zu den wenigen GewinnerInnen jener Epoche, in welcher der Mensch damit begonnen habe, die geologischen Vorgänge an der Erdoberfläche zu beherrschen.

Philou steht im Zentrum der Aufmerksamkeit, wird unruhig, möchte gefüttert werden. Zalasiewicz streichelt sie, gibt ihr etwas zu essen und spricht unbeirrt weiter. Nimmt man die Biomasse aller Landwirbeltiere, sagt er, mache der Mensch heute ein Drittel dieser Masse aus. Der größte Teil der übr-

gen zwei Drittel seien jene Tiere, die wir als Nahrungsmittel halten: Kühe, Schafe, Schweine, Ziegen. Der Bestand der echten Wildtiere sei auf unter fünf Prozent geschrumpft. Wir haben es, so Zalasiewicz, mit einer biologischen Übernahme zu tun, die in der Erdgeschichte ihresgleichen sucht.

Philou wird gelassener, lauscht dem Vortrag. Die Hauskatze, sagt er, nehme einen Platz zwischen Domestizierung und Wildnis ein. Sie wurde vom Menschen auf der ganzen Welt gehalten und konnte sich prächtig vermehren. Inzwischen gebe es 250 Millionen Hauskatzen. Im Vergleich dazu seien die Leoparden und Tiger die großen Verlierer. Die Katze sei also, so Zalasiewicz am Ende seines Vortrags, eine der wenigen Profiteure des Anthropozäns.

### Das Erdzeitalter des Menschen

Anthropo... was?, wird sich manch ein Leser immer noch fragen. Was ist das für ein Terminus, für was steht er, wo kommt er her? Geprägt wurde der Begriff des Anthropozäns von dem niederländischen Meteorologen und Nobelpreisträger

Paul J. Crutzen auf einem Kongress im Jahre 2000. Zwei Jahre später konkretisierte er seine These des „menschengemachten Zeitalters“ in dem Artikel „Geology of Mankind“ in der Fachzeitschrift *Nature*. Erdgeschichtlich gesehen, erläuterte Paul J. Crutzen, leben wir im Holozän. Diese Epoche begann vor etwa 11.500 Jahren und schloss sich an das Eiszeitalter an, das Pleistozän. Die Menschheit habe die Erde jedoch so stark verändert, schrieb der Nobelpreisträger, dass ein neues Erdzeitalter angemessen sei – das sogenannte Anthropozän. Den Beginn des Anthropozäns datiert Crutzen auf das Ende des 18. Jahrhunderts. Damals begann mit der Erfindung der Dampfmaschine die Industrialisierung, welche die Welt grundlegend verwandelt habe. Folgen dieser grundlegenden Transformation waren unter anderen ein Anstieg der Produktion von Treibhausgasen, die Zerstörung der Ozonschicht, die Rodung der Wälder, die Überfischung der Weltmeere, der Abbau von Rohstoffen und ein ungeahntes globales Bevölkerungswachstum. All diese vom Menschen verursachten Faktoren erfordern, so Crutzen, einen anderen Umgang mit der Erde. Er schreibt: „Unless there is a global catastrophe – a meteorite impact, a world war or a pandemic – mankind will remain a major environmental force for many millennia. A daunting task lies ahead for scientists and engineers to guide society towards environmentally sustainable management during the era of the Anthropocene.“

Diese „beängstigende Aufgabe, die Gesellschaft in eine nachhaltige Entwicklung im Zeitalter des Anthropozäns zu führen“, die Paul J. Crutzen vor genau zehn Jahren formuliert hatte, stand nunmehr im Zentrum der viertägigen Veranstaltung des Anthropozän-Projektes im Berliner Haus der Kulturen der Welt. Auf unzähligen Veranstaltungen diskutierten Philosophen, Geologen, Künstler, Anthropologen, Soziologen, Kulturwissenschaftler, Physiker, Literaturwissenschaftler und Klimaforscher die mannigfaltigen Implikationen des Anthropozäns. In transdisziplinären Landschaften wurden tagelang Fragen aufgeworfen: Ist es überhaupt noch möglich, mit Begriffen wie „künstlich“ oder „natürlich“ zu arbeiten? Gibt es „Natur“ überhaupt noch in Reinform? Inwieweit sind wir in der Lage, die Folgen unserer Handlungen vorausschauend abzuschätzen und zu bewerten? Was bedeutet der Begriff des Anthropozäns für Themen wie Nachhaltigkeit und moderne Rechtssysteme?

Den Auftakt machte der australische Chemiker und Klimaforscher Will Steffen. In seinem Vortrag „The Anthropocene: Where on earth are we going?“ widmete er sich der Frage, ob die Menschheit gerade dabei sei, sich selbst zu zerstören. Will Steffen zufolge befinden wir uns bereits in einer kritischen Dekade, die mit der großen Beschleunigung nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte. Damals begann vieles von dem, was wir heute als Globalisierung bezeichnen. Steffen zeigte viele beängstigende Graphiken über das zunehmende Artensterben, die Überfischung unserer Gewässer, den Anstieg der

globalen Erwärmung und die damit zusammenhängenden, vom Klimawandel ausgelösten Naturkatastrophen. Wenn wir so weitermachen wie bisher, warnte Steffen, werden wir es nicht schaffen, den durchschnittlichen Temperaturanstieg auf zwei Grad zu beschränken. In den nächsten zehn Jahren entscheide sich, ob wir überhaupt noch eine Chance haben.

Nach diesem Prolog von Will Steffen fragte man sich jedoch bereits, was an der Vorstellung vom „Anthropozän“ das Neue ist. Bereits 1972 veröffentlichte der Club of Rome seine Studie „Die Grenzen des Wachstums“, in der er davor warnte, dass die gegenwärtige Zunahme der Weltbevölkerung, der Anstieg der Umweltverschmutzung und die Ausbeutung der natürlichen Rohstoffe die Menschheit schon bald in ein ökonomisches und ökologisches Desaster führen wird. Und auch den Geisteswissenschaften sind die globalen Veränderungen gewiss nicht verborgen geblieben. 1986 beschrieb Ulrich Beck in seinem Buch *Die Risikogesellschaft* – um nur ein Beispiel unter vielen zu nennen – die vom Menschen hergestellten Bedrohungen und Selbstgefährdungen des modernen Industriezeitalters: „Es geht nicht mehr [nur] um die Nutzbarmachung der Natur, um die Herauslösung des Menschen aus traditionellen Zwängen, sondern [...] wesentlich um Folgeprobleme der technisch-ökonomischen Entwicklung selbst. Der Modernisierungsprozess wird ‚reflexiv‘, sich selbst zum Thema und Problem.“ Neu ist also nicht die Zeitdiagnose, sondern allein der Begriff des Anthropozäns.

### Neuer Begriff, alte Wirklichkeit

Eine der Grundprämissen des Anthropozäns sei, erklärten die Wissenschaftler auf der Konferenz, dass es keine Natur mehr gebe, dass alles nur noch menschengemacht sei. Aber ist dies wirklich eine bahnbrechende Erkenntnis? Die Veranstaltung fand im Haus der Kulturen statt, inmitten des Berliner Tiergartens, der seit knapp 500 Jahren als gestaltete Natur das Stadtbild Berlins prägt. So bekam zum Beispiel 1740 der Landschaftsarchitekt Georg Wenzel aus Knobelsdorff vom preußischen König Friedrich dem Zweiten den Auftrag, das ehemalige Jagdrevier des Königs in einen öffentlichen Park nach französischem Vorbild umzubauen. Knobelsdorff verschönerte den Park durch schmucke Alleen, ornamentale Hecken, weitläufige Wasserwege, spätbarocke Labyrinth und Figuren aus der antiken Mythologie. Rund um das Haus der Kulturen der Welt in Berlin gibt es also seit Jahrhunderten nur noch vom Menschen gestaltete Natur.

Auf der Dachterrasse des Hauses der Kulturen der Welt, mit Blick auf eben jenen Tiergarten, wurde ein Ochs am Spieß über einer Feuerstelle gegrillt. Das Kunstkollektiv *raumlaborberlin* hatte im Foyer fünf Stationen aufgebaut, in der das Ochsenfleisch mit Beilagen zubereitet wurde. Die metabolische Küche sollte den Zusammenhang zwischen Mensch, Natur, Tier und Maschine versinnbildlichen. Die einzelnen



Stationen sahen wie ein Zukunftslabor aus, in dem Menschen mit weißen Kitteln die Speisen in kleine Becher abfüllten. 100 Portionen wurden an die Gäste verteilt, die in Mikrowellenöfen erwärmt werden mussten. Ob das Ochsenfleisch gemundet hat, kann der Autor dieses Artikels jedoch nicht beurteilen, da er bereits vor der Diagnose des Anthropozäns Vegetarier geworden ist.

Und wie waren die einzelnen Vorträge? Der Philosoph Akeel Bilgrami von der Columbia University, New York, versuchte, philosophiegeschichtlich darzulegen, dass die Leugnung von Moral und Wertvorstellungen durch die Naturwissenschaft durch ein neues „In-der-Welt-Sein“ ersetzt werden müsse. Erle Ellis, Professor für Geografie und Umweltsysteme an der University of Maryland, erklärte, dass der Mensch bereits mehr als drei Viertel der Landoberfläche der Erde umgestaltet habe. Ursula K. Heise, Professorin für Anglistik an der University of California, hielt einen Vortrag über die „Grünwangenamazone“, einen Papagei, der durch Brandrodung in seiner Heimat Mexiko nahezu verschwunden sei. Allerdings habe der Handel mit Papageien dazu geführt, dass die Grünwangenamazone, die aus einigen Haushalten in Kalifornien flüchten konnte, sich mittlerweile dort prächtig vermehrt habe. Im Raum San Francisco gebe es inzwischen mehr als Tausend dieser Papageien, die nunmehr offiziell als „Vögel mit Migrationshintergrund“ bezeichnet würden. Elizabeth Povinelli, Professorin für Anthropologie, stellte, anhand des Beispiels eines Stammes australischer Aborigines die provokante Frage, ob alles Leben gleich viel Wert sei. Welche Wesen und welche Arten des Seins sind, im Zeitalter des Anthropozäns, dazu privilegiert, Leben zu beanspruchen oder Seinsprozesse zu bewahren? Die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun von der Humboldt Universität in Berlin gab zu bedenken, dass die Forderung nach gegenseitiger Verantwortung auch immer die Gefahr neuer Ideologien in sich berge. Der Soziologe Aldo Haesler prophezeite das „Age of Singularity“, eine schrumpfende Sozialwelt, in der eine kleine Elite in *gated communities* leben und der große Rest als menschlicher Abfall dahinvegetieren werde. Die Sachbuchautorin und Journalistin Emma Marris forderte eine neue transnationale treuhänderische Verwaltung der Erde und das Medienkunstkollektiv *Smudge Studio* aus New York befasste sich mit Orten und Momenten, in denen das Geologische auf das

Menschliche trifft. Mitgebracht hatten sie ein Felsstück aus einem finnischen Atomendlager, der, als Verbündeter des Menschen, den radioaktiven Müll jahrtausendlang in sich einschließen soll.

### Das Zeitalter der Katzen

So interessant und aufschlussreich die einzelnen Vorträge auch waren, haben sie doch kaum etwas Neues erzählt. Ebenso hätte man gerne gehört, wie sich Entscheidungsträger aus Politik und Wirtschaft, die bedauerlicherweise nicht auf dieser Veranstaltung vertreten waren, zum Anthropozän geäußert hätten. Denn eine der entscheidenden Fragen der Zukunft wird doch sein, wie man die Erkenntnisse der Anthropozän-Forschung in die selbstreferentiellen Systeme der Wirtschaft und der Politik implementiert.

Aber gut, immerhin hat das Anthropozän-Projekt im Haus der Kulturen versucht, ein interdisziplinäres Bewusstsein für die Gefahren und Risiken der Menschheit zu schaffen. Und damit ist das Projekt ja auch noch nicht abgeschlossen – in den nächsten zwei Jahren wird das Haus der Kulturen der Welt in Zusammenarbeit mit der Max-Planck-Gesellschaft und dem Deutschen Museum in Workshops, Forschungsinitiativen und institutionenübergreifenden Kooperationen die Anthropozän-Hypothese weiter erkunden. Und wer weiß, vielleicht ist der Begriff des Anthropozäns ja auch stark genug, um einen Prozess in Gang zu setzen, der, aufgrund der gesammelten Erkenntnisse und Forschungsergebnisse der einzelnen Disziplinen, in der Zukunft das Schlimmste verhindern wird?

Sollte dies nicht gelingen und der Mensch sich im menschengemachten Zeitalter des Anthropozäns eliminieren, sagte Jan Zalasiewicz (das war der mit der Katze Philou), würden immerhin die Katzen und einige weniger geliebte Tiere wie die Wanderratte weiterhin zahlreich vertreten sein. Die Hauskatze würde, sagte er, wieder zur Wildkatze werden. Ihre Nachkommen würden sich weiterentwickeln und verändern und irgendwann in der fernen Zukunft wieder den ökologischen Raum einnehmen, den die verschwundenen Löwen, Tiger und Geparden hinterlassen haben. Während er dies sagte, schnurrte Philou zufrieden – dieses Zukunftsszenario schien ihr gefallen zu haben.

---

**ALEK GRABOVAC** ist freier Autor und Journalist und lebt in Berlin.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

### Das Anthropozän-Projekt

<http://www.hkw.de/anthropozan>

de

# „FRAUEN SIND STÄRKER VERWUNDBAR“

## EIN INTERVIEW MIT MARION ROLLE ÜBER GENDER UND KLIMAWANDEL

Der Klimawandel trifft Frauen stärker als Männer. Die Koordinatorin des Netzwerks „GenderCC – Women for Climate Justice“, Marion Rolle, fordert Geschlechtergerechtigkeit in der Klimapolitik. Ein Gespräch über Differenzen, lokale Lösungen und viel Nachholbedarf.

Von Sonja Peteranderl



In der Stadt Afiesere, im Bezirk Warri North des Nigerdelta, backen Stammesangehörige des Urhobo in der Hitze der Gasflamme 'krokpo-garri'. Die Shell Petroleum Development Company eröffnete dieses Auffangbecken 1961. Die Lebenserwartung dieser Menschen ist kurz, da die Schadstoffe aus den Fackeln enorme Gesundheitsprobleme verursachen. Aus der Ausstellung *Letzte Ölung Nigerdelta* am Staatlichem Museum für Völkerkunde, München, 16.11.2012–15.09.2013. Foto: Ed Kashi © Goethe-Institut

**Sonja Peteranderl:** Frau Rolle, wieso sollte Klimawandel auch aus einer weiblichen Perspektive betrachtet werden?

**Marion Rolle:** Der Klimawandel betrifft vor allem ohnehin arme Menschen, die nicht über die nötige Infrastruktur und hinreichende Ressourcen zur Anpassung verfügen – und 70 % der Armen weltweit sind weiblich. Frauen haben oft einen schlechteren Zugang zu Einkommen und zu Ressourcen wie Land, Macht, aber auch Mitbestimmungsmöglichkeiten. Durch gesellschaftlich konstruierte Rollen sind sie für klimasensible Bereiche wie Ernährungssicherung, Wasser- und Energieversorgung verantwortlich. Grenzen wie geringe politische Mitbestimmungsoptionen, mangelnder Zugang zu Informationen oder fehlende Bildung führen dazu, dass Frauen stärker verwundbar sind, aber eingeschränkte Handlungsmöglichkeiten haben.

*Unter welchen Folgen des Klimawandels leiden Frauen besonders?*

Da Frauen besonders häufig von Armut betroffen sind, trifft sie jede Folge besonders, die mit einer Erhöhung von Kosten verbunden ist, wie höhere Nahrungsmittelpreise durch

Ernteausfälle. Auch Frauen in Deutschland wie etwa alleinerziehende Mütter spüren das unmittelbar, da auch ihre finanziellen Ressourcen begrenzt sind. Geld ist nicht das einzige Problem. In Tansania sind es zum Beispiel die Frauen, die für die Sicherung der Ernährung zuständig sind. Wenn die Böden schlechter werden und Regenfälle ausbleiben, müssen sie länger und härter arbeiten, um ihre Familie zu ernähren. Das geht zu Lasten ihrer Gesundheit, ihrer Zeit für anderes, wie Bildung oder politische Beteiligung.

### Wir brauchen Gleichberechtigung in der Klimapolitik

*Was müsste getan werden, damit die Bedürfnisse von Frauen besser berücksichtigt werden?*

Wir brauchen Gleichberechtigung in der Klimapolitik auf der lokalen, nationalen und internationalen Ebene. Das geht nur, wenn die Ungleichheit überhaupt bewusst wird und der Reflex ausgelöst wird, etwas dagegen zu tun – bei den Betroffenen, bei den Verursachern von Klimawandel sowie bei Politikern oder anderen Nichtregierungsorganisationen. Es ist wichtig, herauszufinden, wo Frauen und Männer unterschiedlich betroffen werden, damit auch differenzierte Maßnahmen

ergriffen werden können, die Ungleichheiten abbauen – statt sie zu verschärfen.

*Wie sieht das konkret aus – zum Beispiel bei dem Pilotprojekt von GenderCC in Südafrika?*

In den bislang zehn Workshops ging es erst darum, die Menschen über den Klimawandel zu informieren. Viele nehmen Umweltveränderungen wahr, aber können die Zusammenhänge nicht benennen, weil ihnen Wissen fehlt. In den Workshops wird diskutiert, wie Klimawandel den Alltag verändert und welche Unterschiede es bei Frauen und Männern gibt – denn man kann nicht an den Männern vorbei Geschlechterrealitäten verändern. Auf dieser Grundlage werden Maßnahmen erarbeitet. Es geht um Empowerment, die Menschen werden darin bestärkt, selbst handeln zu können und zu wollen sowie ihr Leben, aber auch politische Prozesse zu gestalten.

*Welche Wirkung hatten die Workshops?*

Die Menschen entwickeln Lösungen für Probleme, sie gehen auch zurück in ihre Gemeinde und geben ihr Wissen weiter. Außerdem werden die Erkenntnisse, die in den Workshops entstehen, in politische Prozesse eingespeist – unsere regionale Koordinatorin ist zusammen mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Workshops und anderen NGOs in die Entwicklung von nationalen Strategien involviert.

### **Männer neigen zu technologischen Lösungen**

*Gehen Frauen und Männer Probleme eigentlich unterschiedlich an?*

Es gibt schon Unterschiede bei der Verursachung von Klimaschäden. Studien zeigen, dass Männer mehr Fleisch essen und mehr Auto fahren, so dass sie mehr Energie verbrauchen. Frauen in den Industrieländern hinterfragen ihr Verhalten stärker und sind eher bereit, es zu verändern, also zum Beispiel weniger Fleisch zu essen. Sie setzen am Lebensstil an, Männer neigen zu technologischen Lösungen. Die Politik ist maskulin geprägt: Da wird eben ein Filter auf Kohlekraftwerke aufgesetzt, ein Staudamm gebaut oder CO<sub>2</sub> soll im Meer versenkt werden.

*Das heißt, die Perspektive von Frauen wird vernachlässigt.*

Oft verbessern große Projekte die Situation vor Ort nicht, da vor allem in ländlichen Regionen die Infrastruktur fehlt. Für Frauen ist es erst einmal wichtig, dass alle versorgt sind. In Entwicklungsprojekten fällt auf, dass sie eher in ihrem unmittelbaren Umfeld nach Lösungen suchen und etwa Kompost entwickeln, um den Boden wiederaufzuwerten, anstatt sich für einen großen Traktor einzusetzen. Sinnvolle große und lokale Lösungen sollten sich idealerweise ergänzen. Frauen und Genderexperten müssen hinzugezogen werden, damit wir verschiedene Perspektiven in die Maßnahmenbündel hineinbekommen.

*Wie offen ist die Klimapolitik für Gender?*

Im Vergleich zur ersten Klimakonferenz haben wir viel erreicht, vor zehn Jahren hätte noch niemand daran gedacht, dass Geschlecht eine wichtige Komponente bei Klimawandel und Klimafolgen ist. International gibt es im Zusammenhang der Weltklimakonferenzen durchaus erste Ansätze der Berücksichtigung. So sind Frauen- und Gender-Gruppen offiziell als eigene Beobachter-Gruppe anerkannt, wie andere NGOs. Und es gibt eine wachsende Aufmerksamkeit für Genderaspekte, die sich auch in Verhandlungsdokumenten, wie etwa zu Anpassungsmaßnahmen an den Klimawandel widerspiegelt.

*Aber?*

Es ist nur eine Handvoll von Regierungen bereit, tatsächlich etwas zu ändern. Auf der Maßnahmenebene wird es recht schwach. Außerdem findet Gender beziehungsweise finden Frauen keine Berücksichtigung bei wichtigen Themen wie Finanzen, Technologietransfer und Klimaschutz. Und je mehr Entscheidungen getroffen werden, desto weniger Frauen sind beteiligt – wie in Unternehmen auch. In Regierungsdelegationen liegt der Anteil von Frauen immer noch bei weniger als 30 %, der Anteil von Verhandlungsführerinnen sogar bei weniger als 15 %. Je weiter man nach unten blickt, wie etwa auf die Zusammensetzung der NGOs bei Klimakonferenzen, desto ausgeglichener wird es. Doch letztendlich treffen die Regierungschefs die Entscheidung.

---

**SONJA PETERANDERL** hat Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation studiert, ist freiberufliche Journalistin und beschäftigt sich unter anderem mit Klimapolitik.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

**Friedrich-Ebert-Stiftung: Klimawandel, Klimaschutz und Gender**

<http://library.fes.de/pdf-files/iez/05282.pdf>

de

**GenderCC – Women for Climate Justice**

<http://www.gendercc.net/>

de

**Gerd Johnsson-Latham: A study on gender equality as a prerequisite for sustainable development**

[http://www.gendercc.net/fileadmin/inhalte/Dokumente/Actions/ecological\\_footprint\\_\\_johnsson-latham.pdf](http://www.gendercc.net/fileadmin/inhalte/Dokumente/Actions/ecological_footprint__johnsson-latham.pdf)

de

**Rahmenabkommen der Vereinten Nationen über den Klimawandel**

<http://unfccc.int/2860.php>

de

## DEN INKLUSIVEN BLICK WAGEN

### LAUDATIO AUF DIE IBN-RUSHD-PREISTRÄGERIN RAZAN ZAITOUNEH

Ende 2012 erhielt die syrische Menschenrechtsaktivistin den Ibn-Rushd-Preis. Udo Steinbach hat die Laudatio gehalten und erläutert die weltpolitischen Hintergründe von Razan Zaitounehs Wirken und die Hintergründe des Preises.

Von Udo Steinbach



Ein Mitglied der Freien Syrischen Armee (FSA) rennt durch die Trümmer Sheikh Saids, einer ärmlichen Gegend südlich von Aleppo, kurz nach einem Luftangriff. Mohammed Rias Kiru, 37, bekannt als Sheikh Na'a'imi, ist der Befehlshaber dieser Einheit. Syrien, Januar 2013. Foto: Kai Wiedenhöfer © Goethe-Institut

Razan Zaitouneh konnte nicht zu uns kommen. Es ist nicht das erste Mal, dass Preisträger verhindert sind, eine Auszeichnung persönlich entgegenzunehmen. In der Regel ist dies ein Symptom für einen Konflikt zwischen ihnen und repressiven Machthabern. So ergreifen wir diese Gelegenheit, an diesem Abend in ihr, die sich verstecken muss, alle Frauen und Männer der syrischen Revolte zu ehren. Bekannt ist sie uns dem Namen nach; wir wissen auch, wofür sie steht: für den Kampf um Menschenwürde, Freiheit und Gerechtigkeit in ihrer Heimat Syrien. Zugleich aber sehen wir sie als Aktivistin jenes Aufbegehrens in den arabischen Gesellschaften, die seit dem 17. Dezember 2010 aufgebrochen sind, das Joch der Unterdrückung und Ungerechtigkeit abzuschütteln. In einem Interview vom Oktober 2011 anlässlich der Verleihung des Anna-Politkowskaja-Preises sagt sie: „Dieser Preis ist wie ein Preis für alle Syrer und ihre Revolution.“

#### Die drei arabischen Revolten

Der Kampf der Syrer in ihrer Revolte hat viele Bezüge. Einer ist das Streben der arabischen Völker nach Unabhängigkeit und Freiheit seit dem Ende des Osmanischen Reiches. Diese

*erste arabische Revolte*, die in den zwanziger Jahren auch Syrien erfasste, wurde vom Imperialismus europäischer Mächte unterdrückt. Die *zweite arabische Revolte* begann mit der Machtübernahme durch die Freien Offiziere in Ägypten und dem Sturz der Monarchie. Nahezu zwei Jahrzehnte lang veränderte sie die politische Landkarte des arabischen Raumes zwischen Algerien und Jemen. Am Ende verfielen sich die Protagonisten in den Fallstricken ihres überdimensionierten machtpolitischen Ehrgeizes, des Ost-West-Konflikts, des Israel/Palästina-Konflikts, autokratischer Machtausübung und einer Entwicklungspolitik, die zu Selbstbereicherung und Cliqueswirtschaft sowie zu einer dramatischen Verschärfung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegensätze führte.

Die *dritte arabische Revolte* nahm den Faden dort auf, wo ihn die gescheiterten Akteure der zweiten Revolte hatten fallen lassen. Als sich Mohammed Azizi am 17. Dezember 2010 im trostlosen Flecken Sidi Bouzid aus Verzweiflung über die Entwürdigung seiner Person verbrannte, war dies ein Fanal an Millionen von Menschen, den Platz der arabischen Gesellschaften im 21. Jahrhundert neu zu bestimmen. Damit erwies

sich zugleich, dass die Revolte ihren Stellenwert und ihre Rechtfertigung aus der Geschichte selbst heraus findet und dass der Aufbruch irreversibel ist. Es gibt keinen Ort in der arabischen Welt, der von der Bewegung nicht erfasst worden wäre.

Ein anderer Bezug der Revolte der Syrer ist in ihrer eigenen neueren Geschichte gegeben. Als die Ba'th-Partei 1963 – mitten in der zweiten arabischen Revolte – in Damaskus die Macht übernahm, schien damit für einen Augenblick ein Versprechen für ein neues Syrien gegeben. Aber schon die Art der Machtübernahme durch das Militär warf einen Schatten auf dieses Versprechen. Spätestens mit dem Coup durch Hafez al-Asad 1970 und der Verabschiedung der Verfassung von 1973, in der die Vorherrschaft der Ba'th-Partei festgeschrieben wurde, war klar, dass der „sozialistische“ Weg der Entwicklung und die Verwirklichung von Menschen- und Bürgerrechten in unüberbrückbarem Gegensatz stehen würden. Widerstände gegen die Diktatur Ende der siebziger / Anfang der achtziger Jahre wurden brutal niedergeschlagen. Am Prinzip der Überordnung der Gewalt der Machtausübung über demokratische Legitimation hat auch Baschar al-Asad festgehalten.

Fast ein Jahrzehnt bevor die dritte arabische Revolte und der Sturm durch Syrien auch nur zu erahnen waren, hat Razan Zaitouneh Widerstand zu leisten begonnen – als Verteidigerin politischer Gefangener und später als Mitbegründerin von Menschenrechtsorganisationen. Ein Erscheinen an diesem Abend hätte sie wahrscheinlich mit dem Leben bezahlt.

### Tatenlosigkeit des Westens

Wo aber stehen wir in diesem historischen Geschehen? Unser Engagement an diesem Abend steht in allzu offensichtlichem Gegensatz zur Tatenlosigkeit der westlichen Politik. Außer Worthülsen, gedrechselten diplomatischen Ausflüchten, fragwürdigen Analysen des „besonderen Charakters“ der Entwicklungen in Syrien ist wenig zu hören oder zu sehen. Sanktionen sind keine wirksamen Maßnahmen, sondern *window dressing*. Sie sollen den Eindruck erwecken, es geschehe etwas. In der Wirklichkeit freilich geschieht fast nichts.

Aber – krasser Widerspruch – betrachtet sich Europa nicht geradezu als Wortgeber, wenn es um Freiheit geht? Tatsächlich spannt sich der Bogen des Nachdenkens über das Recht auf Freiheit und Auflehnung gegen tyrannische Macht zwischen Dichtern und Denkern wie Friedrich Schiller und Albert Camus – um nur zwei Namen zu nennen. „Was ist ein Mensch in der Revolte?“, fragt Camus in seinem grandiosen Essay *L'Homme révolté* (Der Mensch in der Revolte). „Ein Mensch, der nein sagt.“ Millionen von Arabern haben „Nein“ gesagt. Und auch Schiller in dem Drama Wilhelm Tell, das ich als *das* Drama des Willens zur Freiheit bezeichne, sagt „nein“. „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht, / Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden, / Wenn unerträglich wird die Last

– greift er / hinauf getrosten Mutes in den Himmel, / und holt herunter seine ewgen Rechte, / die droben hangen unveräußerlich / und unzerbrechlich wie die Sterne selbst“. Es erübrigt sich, die Parallele zum Ausbruch der arabischen Revolte zu ziehen. Allzu sichtbar ist sie. Neben vielen anderen ist Razan Zaitouneh aufgebrochen, diese unveräußerlichen Rechte, die ja nichts anderes sind als die Menschenrechte, herunterzuholen in ihre – die syrische – Gesellschaft. Dass dies nur um den Preis des Einsatzes des eigenen Lebens geschehen kann, haben mittlerweile über 50.000 Menschen in Syrien erlitten. „Äußerstenfalls“, so Camus, „nimmt er den letzten Verfall hin: den Tod, wenn man ihm jene ausschließliche Anerkennung rauben sollte, die er nun seine Freiheit nennt. Lieber aufrecht sterben als auf den Knien leben.“ „Lieber den Tod als in der Knechtschaft leben“, heißt es im Wilhelm Tell.

### Gemeinsame kulturelle Grundlagen

Warum dieser Exkurs? Um zu zeigen, dass wir in den europäischen und in den arabischen Ländern – bei allen Unterschieden von Geschichte, Kultur und Religion – auf gemeinsamem Grund stehen. Jahrzehntelang hat „der Westen“ mit einer Mischung von Dünkel, Mitleid und Pseudoexpertentum auf „die Araber“, „die Muslime“ hinabgeschaut, die zu Demokratie gleichsam genetisch nicht fähig seien. Die ganz Schlaunen forderten, die Muslime müssten erst eine „Aufklärung“ durchmachen; dann erst könnten sie zur Moderne aufschließen. Die arabische Revolte, der syrische Aufstand haben uns eines Besseren belehrt: Wir alle sind den Werten der Humanität verpflichtet. Die Freiheit ist die *conditio sine qua non*. Das Denken von Philosophen und Dichtern wie Friedrich Schiller und Albert Camus steht auf demselben Grund wie das Denken und die Schlussfolgerungen arabischer Geister wie Rifa'a Rafi' at-Tahtawi, Mustafa Kamil, Abd ar-Rahman al-Kauwakibi und zahlreicher anderer. Diese Einsicht muss künftig die Grundlage unserer Begegnung sein. Aus ihr erwächst die Perspektive einer neuen gegenseitigen Wahrnehmung. Die hierzulande gehegten Klischees über „die Araber“, „den Islam“ oder „die Muslime“ gehören in denselben Abfall wie die Potentaten und Autokraten, die von ihren „Untertanen“ gestürzt wurden. Und während wir hier sitzen, stehen Hunderttausende von Ägyptern auf – die große Mehrheit von ihnen sind nach tief sitzendem westlichem Vorurteil „zu einer liberalen Demokratie eigentlich nicht fähige Muslime“ –, um gegen die Errichtung einer islamischen Diktatur in Ägypten zu demonstrieren.

Die Frage, was wir tun, wie wir dieses – sich in geschichtlichen Kontexten vollziehende – Geschehen unterstützen, steht unabweisbar im Raum. Wenn die arabische Revolte im Großen und in Syrien im Besonderen eben in jenem Kontext von Freiheit und Menschenwürde verortet wird, den wir hier im Westen als für uns verbindlich reklamieren, können wir uns nicht entziehen. Das Versagen westlicher Politik, die fast tatenlose Hinnahme des Schlachtens in Syrien, für das es leider – je länger es sich hinzieht – immer mehr Schuldige

gibt, grenzt an Zynismus. Dies um so mehr, wenn man die Haltung der internationalen Gemeinschaft zu der viel beschworenen „responsibility to protect“ in Beziehung setzt, mit der leichthändig der NATO-Einsatz in Libyen gerechtfertigt wurde. Sanktionen als Alibi für druckvolles Handeln. Ein Zitat aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 16. Juni 2012: „Die EU verbot die Ausfuhr von Gütern nach Syrien, die zur Unterdrückung der Bevölkerung eingesetzt werden ... Sie stellte nun die Liste mit den betroffenen Gütern vor. Zu den Gütern gehören Kaviar, Trüffel und Zigarren mit einem Verkaufspreis von mehr als zehn Euro, Wein und andere Spirituosen mit einem Wert über 50 Euro sowie Lederwaren ab 200 Euro und Schuhe, die mehr als 600 Euro kosten, wie die Kommission mitteilte.“ Syrien ist nicht Libyen und ein Militäreinsatz wie derjenige in Libyen sollte sich – aus zahlreichen Gründen – auch nicht wiederholen. Aber – so die Forderung von Razan Zaitouneh in dem bereits zitierten Interview – „die Syrer müssen geschützt werden; es müssen neue Alternativen und Lösungen gefunden werden, das syrische Volk zu schützen und das Regime ans Ende zu bringen.“ Schutz aber ist – nach Lage der Dinge – nicht durch Worte zu leisten; auch nicht durch Sanktionen, die das Regime nicht wirklich erschüttern. Schutz bedeutet sich einzumischen oder den zu Schützenden mit den Mitteln zu versehen, mit denen er sich selbst schützen kann.

Wir wissen, dass viele Menschen in Syrien zögern, sich der Revolte anzuschließen, ja Angst vor der Zukunft haben. Dafür gibt es viele Gründe. Dass nicht jeder Mensch zur Revolte geboren ist, hat auch Albert Camus gewusst, der den Menschen in der Revolte in eine besondere Verantwortung stellte. „Die Freiheit hat nicht in gleichem Maße zugenommen, wie das Bewusstsein, das der Mensch von ihr erlangt hat. Aus dieser Beobachtung kann man nur eines ableiten: die Revolte ist die Tat des unterrichteten Menschen, der das Bewusstsein seiner Rechte besitzt. Aber nichts erlaubt uns zu sagen, es handle sich nur um die Rechte des Individuums. Im Gegenteil scheint es, als handle es sich um ein mehr und mehr erweitertes Bewusstsein, welches das Menschengeschlecht im Lauf seiner Abenteuer von sich selbst gewinnt.“ Die Revolte wird für Camus eine „erste Selbstverständlichkeit“; so elementar wie das „Denken“ (*cogito*) als grundlegende Selbsterfahrung bei Descartes: „Ich denke also bin ich“. In Abwandlung dieses elementaren Befundes formuliert Camus: „Ich empöre mich, also sind wir.“ Der Mensch in der Revolte handelt also zugleich für andere; sein Protest reicht über das Individuum – ihn selbst – hinaus. So verstehen wir Razan Zaitounehs bereits eingangs zitiertes Wort: „Dieser Preis ist wie ein Preis für alle Syrer und ihre Revolution.“

### Entschlossenheit zur Freiheit

Razan Zaitounehs Widerstand hat nicht mit dem Ausbruch der Revolte begonnen. Sie war als Menschenrechtsaktivistin bereits engagiert, lange bevor der Protest im März 2011 zu einer kollektiven Sache wurde. An diesem Punkt aber – im

Umschlag vom individuellen zum gemeinsamen Protest – liegt der geheimnisvolle Wesenskern der Revolte in Syrien – und in den anderen arabischen Ländern, in denen sich die Menschen gegen die Unterdrückung erhoben haben. Immer wieder ist auf die Bedeutung der sozialen Medien in diesem Zusammenhang hingewiesen worden. Das ist natürlich zutreffend. Aber diese Medien sind nur das Instrument, über das sich eine in der Tiefe wirksame Entschlossenheit artikuliert, eine nicht mehr hinnehmbare, eine überlebte Ordnung zu überwinden. Es ist die Gewissheit, dass eine Zeit abgelaufen ist, auch wenn die Machthaber um jeden Preis bemüht sind, die Uhren zurückzustellen. Anders als die Umbrüche in den fünfziger und sechziger Jahren in den arabischen Ländern aber, die von einzelnen Personen und / oder spezifischen Gruppen, insbesondere Militärs, losgetreten wurden, ist die neuerliche Revolte eine Bewegung aus dem Volk. „Wir sind das Volk“; dieses uns bekannte Motto hat in unzähligen Varianten Männer und Frauen, Angehörige aller Konfessionen und Ethnien im Protest vereint. Was hält sie zusammen? Was verleiht ihnen die Kraft, sich Machthabern entgegen zu stellen, die entschlossen sind, mit äußerster Härte alle Werkzeuge der Repression gegen das Volk einzusetzen? Razan Zaitouneh hat die Antwort gegeben: „Kein Zweifel, dass die Protestierenden und die Revolution schließlich siegen werden. Wenn wir nicht glaubten, dass wir gewinnen werden, würden wir nicht weitermachen können gegen diese Brutalität des Regimes. Wir würden all diese Verbrechen gegen unser Volk nicht ertragen. Ich bin sicher, dass jeder und jede Einzelne unter den Syrern daran glaubt, dass die Revolution am Ende siegreich sein wird.“ Die Menschen spüren, dass die Geschichte auf ihrer Seite ist. Ihr Kampf hat sich von einem individuellen Protest zu einer Sache im Namen aller geweitet.

Auch an dieser Stelle noch einmal die Frage: Haben wir – und damit meine ich: die europäischen Nachbarn – die Tragweite dessen erkannt, was sich in unserer arabischen Nachbarschaft vollzieht? Auf den gemeinsamen Ursprung des Strebens nach Freiheit habe ich bereits hingewiesen. Welche neue Form der Begegnung zwischen uns und unserer Nachbarschaft entspricht dieser Einsicht? Die Geschichte ist nicht ermutigend. Seit sich Europa und die arabischen Völker Ende des 18. Jahrhunderts unter dem Vorzeichen europäischer Expansion gegenübertraten, hatte diese Begegnung einen Namen: „The white man's burden“ oder „la mission civilisatrice“. Noch nach dem Ersten Weltkrieg mussten – so sahen es die Europäer – die arabischen Völker protegiert oder mandatiert werden, um sie aus zivilisatorischen Niederungen zur Höhe europäischer Standards der Moderne zu führen. Und die Mittelmeerpolitik der letzten Jahrzehnte verkam zu einer ängstlichen Verwaltung des Status quo. Die Erhaltung der bestehenden Regimes wurde der Unterstützung der Kräfte des demokratischen Wandels übergeordnet. In Palästina sah Europa zu, wie die Rechte des palästinensischen Volkes anhaltend ignoriert und verletzt wurden. Noch 48 Stunden vor seinem Fall bot die französische Außenministerin Ben Ali an, ihm mit den „bewährten“ französischen Sicherheitskräften

beizustehen. Die Menschen, die sich seit dem 17. Dezember 2010 in den arabischen Ländern erhoben haben, haben Europa nicht gefragt; sie haben es ohne Europa getan. Hätten sie Europa gefragt und um Unterstützung gebeten, wären sie wohl abschlägig beschieden worden. Wieder glaubwürdig zu werden, ist mithin ein erster wichtiger Schritt in die Richtung auf die Neubestimmung unserer Begegnung. Verspielt der Westen in Syrien diese Chance ebenso wie weiterhin in Palästina?

Jedenfalls nährt auch der jüngste Konflikt um Gaza den Zweifel, dass Europas Entschlossenheit, die Beziehungen zu seinen Nachbarn auf der Grundlage der Glaubwürdigkeit zu erneuern, mit den Wandlungen in den arabischen Gesellschaften stärker geworden sei. Es ist fast unerheblich, wer mit dem Schießen und Töten in den letzten Tagen begonnen hat. Und es ist selbstverständlich, dass sich ein Staat verteidigen kann, wenn er angegriffen wird. Wenn aber die Politiker emphatisch festgestellt haben, Israel habe „jedes Recht“, sich zu verteidigen, dann müssen sie im gleichen Atemzug und mit der gleichen Emphase feststellen, dass Israel jede Verpflichtung hat, die Regeln des internationalen Rechts und die Gebote der Humanität zu respektieren. Hier hat es über die Jahre nicht nur keine Fortschritte gegeben; vielmehr haben die Praktiken der Besatzung und der Landnahme sowie die Geringschätzung der Menschen Palästinas durch die Siedler, geschützt und unterstützt seitens der gegenwärtigen israelischen Regierung, an Systematik zugenommen. Wieder hat Europa weggeschaut. Die Gewalt aber gebiert die Gewalt.

Ausweglosigkeit und Entwürdigung waren der Nährboden für die Erhebung der arabischen Jugend zwischen Marokko im Westen, Jemen und Bahrain im Osten und eben auch Syrien. Ausweglosigkeit und Entwürdigung sind auch der Nährboden für Gewalt der Palästinenser gegen eine Macht, die das Recht so gering – oder sagen wir besser: so selektiv – achtet wie die arabischen Autokraten. Dass zwischen dem Kampf gegen autokratische Unterdrückung und gewalthafte Besatzung durch eine fremde Macht ein Zusammenhang besteht, hat uns Friedrich Schiller in der Einleitung zu seiner *Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung* für alle Zeiten vor Augen geführt: „Der verzweifelnde Bürger, dem zwischen einem zweifachen Tode die Wahl gelassen wird, erwählt den edlern auf dem Schlachtfeld. Ein wohlhabendes üppiges Volk liebt den Frieden, aber es wird kriegerisch, wenn es arm wird. Jetzt hört es auf, für ein Leben zu zittern, dem alles mangeln soll, warum es wünschenswert war.“ Es ist beschämend, dass die Regierung Deutschlands, des Volkes Friedrich Schillers, die Palästinenser auf ihrem einzigen Weg zu Freiheit und Staatlichkeit, der ihnen noch bleibt, auf dem Weg über die Zustimmung einer überwältigenden Zahl der Staaten dieser Welt in der Vollversammlung der Vereinten Nationen, nicht aktiv unterstützt. Diesen Makel werden wir mit Blick auf alle nach Freiheit

strebenden Völker und Gesellschaften, nicht zuletzt in unserer islamisch geprägten Nachbarschaft, mit uns zu tragen haben.

### Der Sinn der Preisverleihung

Wir verleihen Razan Zaitouneh den Ibn-Rushd-Preis. Tun wir das – wie im Falle so vieler politischer Preise –, um vor allem unsere hehren Werte uns selbst einmal mehr zu bestätigen? Um uns dann aber davonzumachen, unsere banale Blöße verhängt mit dem Feigenblatt der Verteilung eines Preises? Wenn eine Preisverleihung überhaupt einen Sinn hat, dann nur, wenn sie eine Tat ist, und nicht nur ein Wort. Wenn wir selbst uns verpflichten, im Sinne des Preises und des / der Gepriesenen zu handeln. Wenn wir Razan Zaitouneh ehren, dann müssen wir selbst Razan Zaitouneh sein wollen. Dann können wir im Streben des syrischen Volkes, illegitime Herrschaft zu beenden, so wenig abseits stehen wie im Kampf des palästinensischen Volkes, illegitime Besatzung zu beenden.

Wie kann Europa Glaubwürdigkeit gewinnen? Die Antwort ist: Wir müssen die Wahrnehmung ändern. Angesagt ist eine *inklusive* Wahrnehmung; d. h. heißt, wir müssen erkennen, dass die Zukunft der arabischen Gesellschaften und der nahöstlichen Nachbarschaft ein Teil der Zukunft Europas ist. Die Stellung Europas im internationalen System des 21. Jahrhunderts wird wesentlich von der Qualität der Beziehungen zu den neuen Ordnungen abhängen, die im arabischen Raum – einschließlich Palästinas – entstehen. Lange genug haben wir uns eine *exklusive* Wahrnehmung geleistet: Die arabischen Völker, das waren die anderen. Unsere Interaktion stand im Zeichen unserer Phobien: vor Instabilität, irregulärer Einwanderung, gewalttätigem islamischem Extremismus; Militanz gegen Israel. Die Lösung der palästinensischen Sache blieb auf der Strecke. Die neue – *inklusive* – Wahrnehmung bedingt die Hinwendung zu und den Dialog mit jenen, die den politischen Führern Legitimation verleihen; und diese sind das Volk. Zu lange haben wir die Beziehungen zu jenen gepflegt, die Legitimität für sich reklamierten – ohne oder gegen das Volk.

Für die unmittelbare Zukunft Syriens kommt alles darauf an, dass das herrschende Regime bald an sein Ende kommt. Jeder weitere Tag seiner Herrschaft vermehrt nicht nur die Zahl der Toten, sondern vertieft auch die Gräben und den Hass der Syrer unter einander. Wir verurteilen die schmutzige Agenda jener, die im Namen des Befreiungskampfes des syrischen Volkes eben dieses Volk mit blutigen Terrorakten quälen. Aber sie werden den Gang der Geschichte nicht bestimmen. Die Menschen in Syrien brauchen die Perspektive auf eine neue Ordnung, in der sie sich gemeinsam wiederfinden. Mit dem Entstehen dieser Ordnung muss die Versöhnung einhergehen. Zitieren wir noch einmal den Dichter. So

Friedrich Schiller im *Tell*: „Bezähme jeder die gerechte Wut / und spare für das Ganze seine Rache / Denn Raub begeht am allgemeinen Gut / wer selbst sich hilft in seiner eigenen Sache.“ Die Versöhnung ist die unverzichtbare Voraussetzung des Neuanfangs.

Dass die Menschen in Syrien das „Ganze“ und das „allgemeine Gut“ der „eigenen Sache“ überordnen, ist am heutigen Abend unsere Hoffnung. Sie macht sich fest an Menschen wie Razan Zaitouneh, die wir heute Abend ehren. Über viele Jahre ihres

Lebens hat sie das „allgemeine Gut“, das Recht auf Menschenwürde und Freiheit, über die Sorge für die eigene Person gestellt. Heute Abend kann sie nicht mit uns sein, da sie sich in diesem Kampf für das allgemeine Gut verstecken muss. Wenn sie hervortritt – und mit ihr alle, die sich auch verstecken mussten – dann wird dieses ein Signal sein: dass eine neue Ära in Syrien begonnen hat. Aber auch dafür, dass unser aller Zukunft endlich auf denselben Grundwerten beruht, die unteilbar sind und für deren Geltung wir alle gleichermaßen in die Pflicht genommen sind.

Der hier publizierte Text ist die Laudatio Udo Steinbachs auf Razan Zaitouneh, gehalten am 30. November 2012 in Berlin.

**UDO STEINBACH** ist Mitglied im redaktionellen Beirat von *Fikrun wa Fann* und war lange Jahre Direktor des Deutschen Orient-Instituts in Hamburg. Gegenwärtig ist er Leiter des Governance Center Middle East / North Africa an der Humboldt-Viadrina School of Governance, Berlin.

Copyright: Goethe-Institut e. V., *Fikrun wa Fann*, Juni 2013

**Ibn Rush Fund for Freedom of Thought**

<http://www.ibn-rushd.org/>

de

**Governance Center Middle East / North Africa**

<http://www.humboldt-viadrina.org/eng/>

de

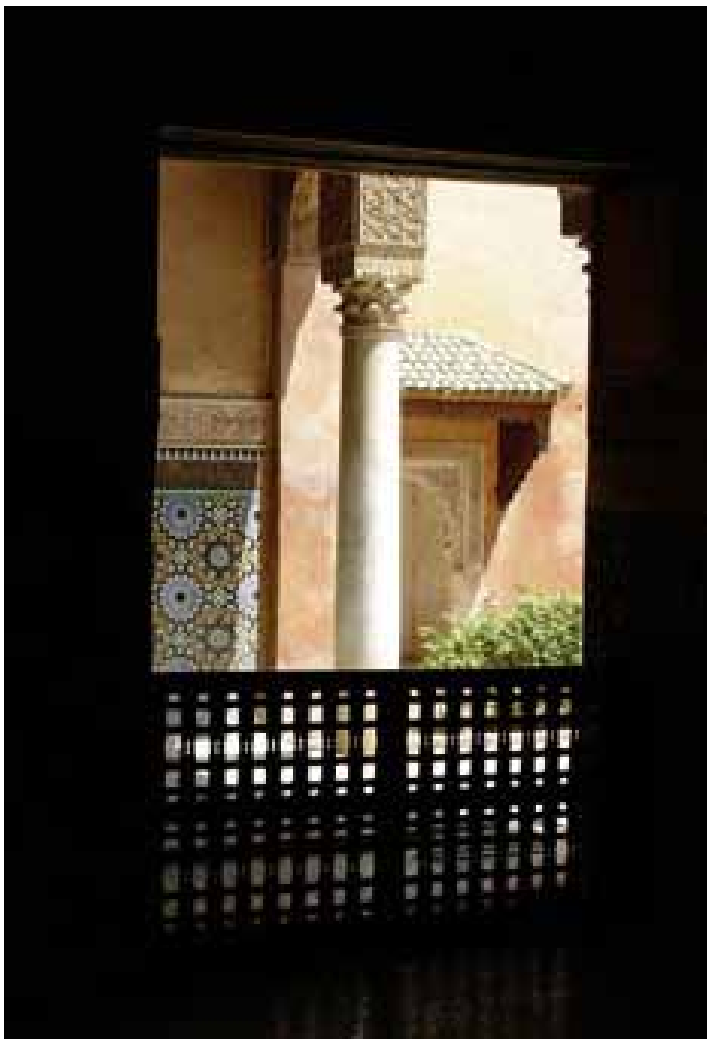


# VOM MORGENLAND DES GEFÜHLS ZUR VERZERRUNG DES ISLAMIS

## ÜBER DIE DEUTSCHEN ÜBERSETZUNGEN KLASSISCHER ISLAMISCHER LITERATUR

**Warum erscheint den Deutschen die klassische orientalische Poesie noch immer so blumig? Es liegt an den Übersetzungen ins Deutsche. Diese orientieren sich nämlich immer noch am achtzehnten Jahrhundert, als die Mär aufkam, bei den islamischen Dichtern handele es sich um empfindsame Gefühlsgenies und Romantiker.**

Von Stefan Weidner



Orientalische Realität spiegelt den westlichen orientalischen Traum: Grabsteine der Saadier-Dynastie in Marrakesch.  
Foto: Stefan Weidner © Goethe-Institut

als neue sprachliche Verkleidung eines fremden literarischen Körpers aus, haben wir im Fall des Ossians nur das Kleid.

Bleiben wir im wundersamen achtzehnten Jahrhundert. Der französische Orientalist Antoine Galland, der lange an der französischen Gesandtschaft in Istanbul tätig war, kehrt nach Paris zurück. In seinem Gepäck hat er ein Manuskript mit den Erzählungen von *1001 Nacht*. Galland übersetzt gemäß der literarischen Mode seiner Zeit – eine Art zu übersetzen, die später als *belle infidèle*, als schöne, untreue Frau, verschrien wurde.

Auch *1001 Nacht* war eine Art Ossian. Der durchschlagende Erfolg, den die Märchen überall in Europa hatten, verdankt sich nämlich der zeitgebundenen Art und Weise der Übersetzung. Hätte Galland eine *1001 Nacht*-

Übersetzung vorgelegt, die so nüchtern, so *fidèle* gewesen wäre wie die 2004 erschienene von Claudia Ott, wir dürfen sicher sein, *1001 Nacht* wäre überhaupt nicht wahrgenommen worden – ebenso wie wir heute keinen Sinn mehr für das Übersetzerische Verfahren Gallands und der meisten seiner Nachfahren haben, über die Borges so anschaulich in seinem Essay über die *Übersetzer von 1001 Nacht* berichtet. Die Frage aber, welche Übersetzung besser ist, geht am Kern dessen vorbei, was eine Übersetzung vor allem zu leisten hat.

Kennt noch jemand die vermeintlich altkeltischen Epen, als deren Autor der sagenhafte Ossian galt? Der wahre Verfasser war der Schotte Macpherson. Er hatte sich als Übersetzer nur ausgegeben. Doch gerade aufgrund dieser Täuschung erzielten die *Poems of Ossian* im achtzehnten Jahrhundert einen durchschlagenden Erfolg. Der Fall ist deshalb so interessant, weil sich die Übersetzung hier als das entlarvt, was sie potentiell immer ist: die äußerst fragwürdige Behauptung eines privilegierten Zugangs zu etwas Anderem, Fremdem, Neuem. Geht man vom naiven Verständnis der Übersetzung

Kennt noch jemand die vermeintlich altkeltischen Epen, als deren Autor der sagenhafte Ossian galt? Der wahre Verfasser war der Schotte Macpherson. Er hatte sich als Übersetzer nur ausgegeben. Doch gerade aufgrund dieser Täuschung erzielten die *Poems of Ossian* im achtzehnten Jahrhundert einen durchschlagenden Erfolg. Der Fall ist deshalb so interessant, weil sich die Übersetzung hier als das entlarvt, was sie potentiell immer ist: die äußerst fragwürdige Behauptung eines privilegierten Zugangs zu etwas Anderem, Fremdem, Neuem. Geht man vom naiven Verständnis der Übersetzung

## Zauber der Lyrik

Nun ist *1001 Nacht* ein sprachlich relativ einfacher Text. Es versteht sich, dass literarische Moden und sprachliche Erwartungen bei Lyrikübersetzungen eine noch viel größere Rolle spielen. In Analogie zu den *1001 Nacht*-Übersetzungen ist daher anzunehmen, dass auch die orientalische Poesie in westlichen Sprachen auf eine Weise lesbar gemacht wurde, die weniger mit dem Original als mit dem zielsprachlichen Kontext gemeinsam hatte. Und es ist kein Zufall, dass der Aufschwung in der literarischen Rezeption des Orients in derselben Zeit und mit denselben Protagonisten beginnt, die der Ossian-Fälschung so frappant auf den Leim gegangen sind. Beides markiert den Beginn eines Aufstands gegen die Entzauberung der Welt, gegen die Abwertung des Gefühls zugunsten des Verstandes.

„Einführung“ hieß das von Herder in diesem Zusammenhang geprägte Zauberwort. Aus den Dichtungen der Bibel glaubte Herder dieselbe Ursprünglichkeit echten Gefühls herauszuspüren wie aus dem Ossian. Denn die Poesie war einem berühmten Wort von Johann Georg Hamann zufolge die „Muttersprache“ des menschlichen Geschlechts. Die orientalischen Völker galten in dieser Hinsicht als Quellen von nicht zu übertreffender Authentizität. In einem Kommentar zu seiner Volksliedsammlung formuliert es Herder wie folgt: „In den sogenannten Pöbelvorurteilen, im Wahn, der Mythologie, der Tradition, der Sprache, den Gebräuchen, den Merkwürdigkeiten aller Wilden ist mehr Poesie und Poetische Fundgrube als in allen Poetiken und Oratorien aller Zeit: Und wers unternehme, unter allen Völkern diese Arten des Wahns, der Dichtung, der Hirngespinnste und Vorurteile nur mit etwas praktischem Kopfe zu sammeln: ich bin gewiss, dass der dem Menschlichen Verstande einen Dienst erweise, den zehn Logiken, Ästhetiken, Ethiken und Politiken ihm wahrscheinlich nicht erweisen werden.“

## Morgenland des Gefühls

Der antiaufklärerische Gestus dieses Statements ist unüberhörbar. Es hat zwei Seiten. Die schöne Vorderseite besteht darin, dass Herder hier jegliche fremde Dichtung gegen eine Kritik nach rationalistischen oder anderen Engstirnigkeiten in Schutz nimmt. Er eröffnet damit einen Raum, in dem die fremde Dichtung ein Heimatrecht genießt, gleich wie fremd oder abstrus sie dem einen oder anderen erscheinen mag. Selbst eine Dichtung mit Vorurteilen konnte und sollte nun vorurteilslos gesammelt werden. Das ist nichts weniger als der Anfang vom Ende des Ethnozentrismus. Aber diese Offenheit hat ihren Preis, eine dunkle Rückseite. Jede Dichtung, die nicht aus dem europäischen Kulturraum kommt, läuft Gefahr, mit all den „Arten des Wahns“ etikettiert zu werden, sobald sie den von Herder geöffneten Raum betritt. Die fremde Dichtung ist damit zwar willkommen, aber zugleich ausge-

sperrt von der Teilhabe an der abendländischen Vernunft. Für den Verstand ist das Abendland zuständig, für das Gefühl das Morgenland.

Man sieht hieran, dass Herder das Material für seine Attacke gegen die rationalistischen „Logiken, Ästhetiken, Ethiken und Politiken“ an fast beliebigen Orten fand. Für das Gefühl konnte die Bibel ebenso zuständig sein wie die „Wilden“ oder der als Fälschung noch nicht entlarvte Ossian, also Keltisches. Das Morgenland des Gefühls war eine Metapher geworden, deren metaphorische Qualität jedoch oft verschleiert blieb und mit der realen Bedeutung des Worts als konkretem geographischen und kulturellen Ort bis heute gern verwechselt wird.

Als Paradigma der orientalischen Poesie und Muttersprache des menschlichen Geschlechts galt nun aber Salomos *Hohelied*, das in Gestalt von Herders Übersetzung zum Inbegriff orientalischer Dichtung überhaupt wurde. Die Blumigkeit, die der orientalischen Poesie bis heute unterstellt wird, hat vermutlich genau hier den Ursprung. „Vielleicht war dieser Seufzer“, schreibt Herder in seinem Kommentar, „mit einer schmachtenden Blume, mit einer duftenden Morgenrose übersandt“, denn „dass sich die Morgenländer solche Boten und Briefe der Liebe in Blumengeschenken zusenden, ist aus der Montague Briefen u. a. bekannt.“

Um zu erahnen, zu welchem Unfug die Herdersche „Einführung“ imstande war, halte man sich vor Augen, dass das *Hohelied* irgendwann zwischen dem achten und sechsten Jahrhundert vor Christi geschrieben wurde, die gute Lady Mary Wortley Montague, auf deren *letters* Herder verweist, aber erst im Jahr 1752 verstorben ist, ganz abgesehen davon, dass sich die fragliche Stelle auf einen türkischen Liebesbrief aus der blumennärrischen sogenannten Tulpenzeit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Istanbul bezieht. Nun spielen Blumen im *Hohelied* tatsächlich eine Rolle, und vermutlich würde dies schon genügen, um das Vorurteil von der Blumigkeit der orientalischen Poesie – später allgemein verstanden als bilderreiche, in Metaphern schwelgende Sprache – tief in unser Allgemeinwissen einzusenken. Herder genügt das freilich nicht. Er macht in Gestalt seines Kommentars zum *Hohelied* einen ganzen Fleurop-Service auf. Denn nicht weniger als die Poesie stand bekanntlich die Natur im Dienst der gegenaufklärerischen Literatur.

## Übersetzung mit dem Zeitgeist

Wenn die orientalisch-islamische Dichtung indessen nicht blumig ist, was ist sie dann? Zum Zeitpunkt, da man sich in Mitteleuropa für sie zu interessieren begann, hatte diese Dichtung schon eine tausend Jahre alte Geschichte in drei großen Kultursprachen – dem Arabischen, dem Neupersischen und dem Osmanisch-Türkischen. Man muss keine Zeile

davon gelesen haben, um zu wissen, dass es Unsinn wäre, literarische Phänomene über einen so langen Zeitraum und einen geographischen Raum, der von Spanien bis nach Neu-Delhi reicht, mit ein paar Schlagworten charakterisieren zu wollen.

Nehmen wir zur näheren Erläuterung nur Hafis. In aller Regel beschränkt sich unser Wissen über ihn auf Goethes *West-östlichen Divan*, auch wenn darin, abgesehen von ein paar Zitate, kein einziger Text von Hafis zu lesen ist. Selbst wer einmal eine echte Hafis-Übersetzung gelesen hat (es gibt viele, aber wirklich weit verbreitet ist keine), wird aufgrund dessen wohl kaum behaupten wollen, Hafis zu kennen. Tut er es dennoch, dürfen wir ihn einen Einfaltspinsel nennen. Ohne Persischkenntnisse ist es nur dann möglich, Hafis einigermaßen einzuschätzen, wenn man mehrere Übersetzungen in mehreren Sprachen und aus mehreren Epochen nebeneinander hält.

Vergleicht man dann Hafis mit den literarischen Strömungen, die seiner Rezeption den Weg bereiteten, gerät man ins Stauen. Ist Hafis ein Empfindsamer? Ein Stürmer und Dränger? Ein Romantiker? Weder Hafis noch die wenigen weiteren Beispiele der orientalischen Dichtung, die in dem entscheidenden Jahrhundert zwischen 1760 und Friedrich Rückerts Tod 1866 in Deutschland übersetzt wurden, weisen offensichtliche Schnittmengen mit den genannten literarischen Strömungen auf. Eher gleicht die Lyrik des islamischen Mittelalters derjenigen Dichtung, gegen die sich unsere Dichter damals abgrenzen wollten, nämlich Barock und Manierismus. Die orientalische Lyrik, die von Hafis zumal, ist weder sentimental noch empfindsam. Ihr Subjektbegriff oder ihr lyrisches Ich hat nichts mit dem zu tun, was seit dem achtzehnten Jahrhundert unsere Lyrik auszeichnet.

### Eingedeutschtes Fremdes

Im Vergleich zur Dichtung aus der Zeit von Sturm und Drang und Romantik zwingt die klassische orientalische Kunstlyrik, mit Hafis als Gipfelpunkt, den Dichter in ein Korsett aus Konventionen. Dichterisches Genie äußert sich nicht überschäumend und individualistisch, sondern indem sich der Dichter innerhalb der Vorgaben so kunstfertig bewegt, als gäbe es dieses Korsett nicht. Bis ins zwanzigste Jahrhundert gehorchte die Lyrik in den Islamsprachen einer Regelpoetik, die Herder in seiner zitierten Invektive gegen „Poetiken und Orationen“ fast gleichzeitig mit der Entdeckung dieser Poesie verworfen hatte. Wir finden in der klassischen orientalischen Lyrik zudem nur wenig, was Erneuerung, Bruch, literarische Revolution bedeutet, so sehr die Übersetzungen danach klingen oder dahingehend gelesen wurden.

Die Anschlussfähigkeit der orientalischen Dichtung im Allgemeinen und der von Hafis im Besonderen an die deutsche Literatur zwischen Sturm und Drang und Spätromantik ver-

dankt sich zwei Faktoren, die mit dem Original gar nichts zu tun haben. Der eine ist die kulturelle Entwurzelung dieser Dichtung. Da ihre ursprünglichen Kontexte kaum bekannt sind, ist sie zwangsläufig besonders deutungsoffen. Wir können mit ihr machen und in sie hineinlesen, was wir wollen, sie kann sich nicht wehren. Der zweite entscheidende Faktor der Hafis-Orient-Rezeption ist die Übersetzung selbst. Es ist für die Rezeption der orientalischen Literatur und des islamischen Kulturkreises in Deutschland bis heute ein äußerst folgenschwerer Umstand, dass sie in das Umfeld der genannten literarischen Strömungen und damit genau in die von Herder aufgemachte Dichotomie von Gefühl und Verstand fiel.

Es war unvermeidlich, dass die wenigen Übersetzer der orientalischen Literatur das zu übersetzende Material ihrem Zeitgeist, ihrer Sprachgemeinschaft lesbar zu machen versuchten, es ihr anverwandelten und für sie gleichsam frisiereten. Diese Anverwandlung den Übersetzern vorzuwerfen, wäre ahistorisch. Wir müssen ihnen im Gegenteil dankbar dafür sein, ihrer Zeit gemäß übersetzt zu haben. Hätten sie versucht, die orientalische Dichtung etwa so zu übersetzen wie Hölderlin die Griechen, ihre Arbeit hätte, wie die Hölderlins, nicht das geringste Echo gefunden. Der von Herder geöffnete Raum für das eingedeutschte Fremde, wenigstens ein Stück weit Inkommensurable, wäre unbetreten geblieben.

### Fehlende Vernetzung

Zwar stimmt es, dass unser simples und oft verzerrtes Bild der orientalischen Dichtung auf diese Epoche zurückgeht. Aber verantwortlich dafür, dass sich dieses Bild nicht gewandelt und ausdifferenziert hat wie beispielsweise dasjenige Shakespeares, sind die Generationen von Literaten, Übersetzern und Orientalisten, die später kamen und das nicht leisteten, was die ersten Übersetzer so auszeichnete: auf der Höhe ihrer Zeit und der lyrischen Sprache ihrer Gegenwart zu sein.

Wenn man Hafis in den Sturm und Drang oder die Romantik übersetzen kann, kann man ihn ebenso gut in den Expressionismus oder in die Neue Sachlichkeit übersetzen. Hafis ist ein Dichter, der auch wunderbar zu den Wiener Avantgarden gepasst hätte, ja dessen Sprachspiele im Deutschen am ehesten vergleichbar sind mit denen von H. C. Artmann oder Reinhard Priessnitz. Dass es zu keiner solchen Rezeption kam, hat zum einen den banalen Grund, dass keiner unserer Nachkriegslyriker einer Islamsprache mächtig war. Zum anderen hat keiner unserer Orientalisten die Lyrik unserer Zeit und Muttersprache auch nur ansatzweise rezipiert, geschweige denn sich von ihr inspirieren lassen.

Dafür, sich an den von Klassik und Romantik geprägten Vorläufern zu orientieren, wie es etwa bei Annemarie Schimmel und Johann Christoph Bürgel überdeutlich ist, hatten diese Übersetzer und Orientalisten immerhin einen guten Grund.

Die damals entwickelte Übersetzerische Form ist diejenige gewesen, in der ihnen die orientalische Poesie auf Deutsch begegnete; und sie war es auch, in der ihnen Poesie überhaupt begegnete. Und berechtigte nicht die formale Strenge der orientalischen Dichtung dazu, die Anlehnung an unsere eigenen Klassiker und Meister der Form zu suchen, machte es das Alter dieser Dichtung nicht nötig, sie auch in eine ältere klassische Sprache zu übersetzen?

Freilich ist die vermeintlich klassische Sprache, in die bis heute die ältere orientalische Lyrik übersetzt wird, zumeist nur ein lebloser Klon der Sprache unserer Klassik und Romantik. Zu welchen Verirrungen das führt, belegte vor wenigen Jahren eine Anthologie orientalischer Liebeslyrik, deren

„blumiger“ Geschmack sich schon im Titel ausdrückt: *Gold auf Lapislazuli*.

Niemandem ist es übelzunehmen, wenn er angesichts solcher Anthologien glaubt, sich für orientalische Literatur nicht interessieren zu müssen. Dass moderne Übersetzungen der klassischen islamischen Poesie möglich sind, hat die englisch- und französischsprachige Welt längst bewiesen. Wenn es dagegen hierzulande keine zeitgemäßen und repräsentativen Übersetzungen dieser Poesie mehr gibt, dürfte dies nicht nur an Übersetzern, Orientalisten und kleinmütigen Verlagen liegen: Es zeigt uns auch, wie schlecht heute, anders als zur Zeit unserer Klassik, Philologie, lebendige Literatur und geistige Neugier in unserem Land miteinander vernetzt sind.

---

**STEFAN WEIDNER** ist Chefredakteur von *Fikrun wa Fann/Art&Thought*.

Copyright: Goethe-Institut e. V., *Fikrun wa Fann*, Juni 2013

# AUGENBLICK AFGHANISTAN

## ANGST UND SEHNSUCHT IN EINEM VERSEHRTEN LAND

Das Staatliche Museum für Völkerkunde München zeigt noch bis zum 15. September 2013 die Ausstellung *Augenblick Afghanistan*. Den Kuratoren ist ein einfühlsames Porträt gelungen, welches in ganz neuen Perspektiven Alltagseindrücke deutscher Bundeswehrsoldaten mit denen einheimischer Fotografen verbindet.

Von Nouria Ali-Tani



Mädchen auf einer Schaukel während der Nouruz-Festlichkeiten in Kabul. Aus der Ausstellung *Augenblick Afghanistan* am Staatlichen Museum für Völkerkunde, München. 16.11.2012 –15.9.2013. Foto: Najibullah MUSAFAER © Goethe-Institut

Erstmalig versucht nun ein deutsches Museum, das Sujet Afghanistan auch aus der Perspektive der deutschen Bundeswehrsoldaten im Einsatz am Hindukusch darzustellen. Obwohl Soldaten seit jeher auch als kulturelle Mittler gelten können und mit ihren Briefen, Berichten und mitgebrachten Objekten ferne Länder näher rückten, sind sie, jedenfalls was Afghanistan betrifft, bislang kaum selbst zu Wort gekommen. Nach langen internen Debatten haben sich die Kuratoren am Münchener Museum für Völkerkunde nun dafür entschieden, auch die Perspektive der Soldaten darzustellen – ein mutiger Schritt, zumal ein Museum für Völkerkunde nur selten Gegenwartsproblematiken thematisiert. In Tonbandaufnahmen, ergänzt durch offizielles Bildmaterial sowie persönliche Objekte, werden überraschende Einblicke in das Leben der Soldaten im Kampfeinsatz gewährt.

### Einheimische Fotografen

Doch bei der Ausstellung *Augenblick Afghanistan* geht es um mehr. Die Eindrücke der fremden Soldaten werden durch die Perspektive junger einheimischer Fotografen sinnvoll ergänzt. Bereits die höfische Elite im Afghanistan des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts hatte viel Interesse an der Fotografie gezeigt und sich gegenseitig in Fotos porträtiert.

Von den Sowjets zu Politpropaganda missbraucht und von den Taliban komplett verboten, erfährt die Fotografie seit 2002 nun wieder zunehmend an Beliebtheit. Ausländische Stiftungen tragen mit der Gründung von Medieninstituten, der Organisation von Festivals, Workshops und Ausstellungen ihren Teil zur Qualifizierung und Verbreitung des Bildmaterials bei. So sind auch die in München gezeigten Aufnahmen im Rahmen eines gemeinsam mit dem Goethe-Institut Kabul Anfang 2012 ausgeschriebenen Fotowettbewerbs entstanden. Junge Künstler sollten versuchen, ihre Alltagserfahrungen in Fotografie zu übersetzen. Der mit der massenmedialen Darstellung von Kriegsgeschehen und afghanischer Misere vorbelastete Betrachter wird auch hier überrascht.

*Augenblick Afghanistan*, das heißt: Kein analysieren, politisieren und erklären, sondern Fragen aufwerfen und Blickwinkel erweitern. In einer ausgewogenen Mischung verschiedener museumspädagogischer Vermittlungsformen wird Afghanistan nahe gebracht, wie es sich im Jahr 2012 darstellt. Die räumliche Gestaltung, angelehnt an afghanische Farbwelten und Landschaftsformen, ist eine Einladung zum Einfühlen in die teilweise verwirrende Vielschichtigkeit der Materie. Mit groß an die Wand geworfenen Schlagworten wird versucht, Ordnung zu schaffen und Verstehenshilfe anzubieten.

### Überzeugend trotz Problematik

Im Rahmen des Begleitkatalogs hätte man, zumal eine ethnologische Institution als Herausgeberin zeichnet, sowohl in Au-

toren- als auch Themenwahl etwas mehr Gendersensibilität erwarten können. Nur zu oft mussten Lebenswelten afghanischer Frauen als Argumentations- und Legitimationshilfe für den ausländischen Kampfeinsatz herhalten und hätten hier etwas mehr qualifizierte und differenzierende Aufmerksamkeit verdient. Auf dieser Ebene müssen auch einige der Bilduntertitel kritisiert werden, die darauf abzielen scheinen, das westliche Bild des Islams zurechtzurücken und von dessen Missbrauch und frauenfeindlicher Pervertierung durch Extremisten sauber zu trennen. Manche Formulierungen sind jedoch unglücklich gewählt, was bereits einige heftige Reaktionen des Publikums provozierte.

Dennoch, die Schau überzeugt. Sie eröffnet neue Perspektiven und ermöglicht die reflektierte Auseinandersetzung mit einem Land, welches wahrlich mehr zu bieten hat als Chaos und Krieg. Afghanistan – Land der Gegensätze und der Ungewissheiten, Land des kulturellen Reichtums und der atemberaubenden Landschaften.

Bis Ende 2014 sollen alle ausländischen Kampftruppen vom Hindukusch abgezogen sein. Danach wird die afghanische Gesellschaft zeigen müssen, ob sie bereit ist für den Weg in Selbstständigkeit, Verantwortung und Frieden. Und spätestens dann wird es Zeit für einen neuen *Augenblick Afghanistan*.

Die Ausstellung *Augenblick Afghanistan* findet noch bis zum 15.9.2013 im Staatlichen Museum für Völkerkunde München statt. Der Begleitkatalog „Augenblick Afghanistan – Angst und Sehnsucht in einem verkehrten Land“ wurde herausgegeben von Tobias Mattern und Christine Stelzig.

**NOURIA ALI-TANI** ist Politik- und Islamwissenschaftlerin und beschäftigt sich mit Gegenwartsthematiken arabisch-islamischer Gesellschaften. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf den Lebensrealitäten von Frauen.

Copyright: Goethe-Institut e. V., Fikrun wa Fann, Juni 2013

**Staatliches Museum für Völkerkunde München**

<http://www.voelkerkundemuseum-muenchen.de/inhalt/html/sonder.html>

de

## BEVOR DIE TALIBAN KAMEN

Der Pakistaner Jamil Ahmad schildert in Erzählungen aus den siebziger Jahren die unbekannte Welt der pakistanischen Stammesgebiete.

Von Stefan Weidner



Jamil Ahmad Photo: Fauzia Minallah © Goethe-Institut

Es gibt den Fluch der literarischen Ungleichzeitigkeit: Die besten Bücher hinken den geschilderten Ereignissen Jahre, wenn nicht Jahrzehnte hinterher. Andere kommen zu früh: Die Romane, die die arabischen Revolutionen erklären, etwa die von Alaa al-Aswani, sind Jahre vor 2011 erschienen und im Westen lange unbemerkt geblieben. Jamil Ahmad, Jahrgang 1933, ein in Literaturkreisen unbekannter pakistanischer Pensionär, hat diesen Fluch jetzt ausgetrickst. Sein Rezept: Vorher schreiben, nachher veröffentlichen. Wären seine Geschichten vor vierzig Jahren erschienen, als er sie verfasste, sie wären kaum beachtet worden. Jetzt sind sie ein internationaler Bestseller.

### Das Ende der Welt

Denn das Ende der Welt, das Jamil Ahmad beschreibt, die afghanisch-pakistanische Grenzregion, wo der Autor einst als Staatsbeamter tätig war, ist inzwischen zum Rückzugsgebiet von al-Qaida und Taliban geworden. *Der Weg des Falken*, wie das späte Debüt heißt, ist eine Art Novellenkranz, der uns berichtet, wie die Menschen dort einst gelebt, geliebt und gedacht haben. Es vermag so, die Verbissenheit der heutigen Auseinandersetzungen zumindest ein Stück weit verständlich zu machen, und es tut dies mit einem Verzicht auf alle Wertungen, wie es heute kaum mehr möglich wäre.

Einer entführt seine Geliebte. Auf der Flucht vor den Verfolgern lässt sich das Paar neben einem unwirtlichen Außenposten der Armee nieder und bekommt ein Kind. Als die Eltern Jahre später von ihren Verfolgern gefunden und erschlagen werden, wird der Junge neben den Leichen zurückgelassen. Dieses Kind ist der Falke, dessen „Weg“ durch die Geschichten das Leitmotiv abgibt; die eigentlichen Helden sind aber immer die anderen, die den Jungen finden und aufnehmen. Zum Beispiel die Belutschen, die sich gegen den Staat erheben, der ihnen entgegen der Tradition vorschreiben will, wer ihr Oberhaupt zu sein hat.

Ehrenmänner, die sie sind, glauben sie einem Flugblatt, das ihnen freies Geleit zusichert. In der Stadt angekommen, werden sie nach einer empörenden Gerichtsverhandlung zu Tode verurteilt. „Über die Belutschen, ihr Anliegen, ihr Leben und ihren Tod wurde absolutes Stillschweigen vereinbart. Kein Zeitungsredakteur riskierte, sich ihretwegen eine Strafe einzuhandeln. Kein Bürokrat setzte seine Stellung aufs Spiel.“

Was mit ihnen starb, war ein Teil des Belutschenvolkes selbst. Ein wenig von der Spontaneität, mit der sie Zuneigung anboten, und etwas von ihrer Höflichkeit und ihrem Vertrauen. Auch dieses wurde vor Gericht gestellt und starb mit diesen sieben Männern.“

## Schilderung eines Ethnozids

Der Kommentar des Erzählers, übrigens der einzige im ganzen Buch, enthüllt das Motiv von Jamil Ahmads Schreiben und jahrelangem Schweigen gleichermaßen. *Der Weg des Falken* ist auch die Schilderung eines Ethnozids an jenen, die vor diesem Buch nie eine Stimme, ein Gewicht, einen Erzähler hatten. Die Vorstellung vom Nationalstaat, bei uns unweigerlich als zivilisatorische Errungenschaft angesehen, offenbart hier noch einmal ihre totalitäre Rückseite. Die im zwanzigsten Jahrhundert erstmals definierten Staatsgrenzen zwischen Afghanistan und zunächst Britisch-Indien, dann Pakistan, zerschneiden rücksichtslos den Lebensraum der Nomaden. Solange sie sich erinnern, sind sie im Rhythmus der Jahreszeiten gewandert, erfahren wir in der Erzählung mit dem Titel *Das Sterben der Kamele*. Dokumente haben sie nie gehabt. Nun sollen sie auf einmal an der Grenze ihre Pässe vorzeigen. Als sie einfach weiterziehen, werden sie mit samt ihren Tieren niedergemetzelt. Dass die Nachfahren jener Menschen sich gegen jede Art von Kontrolle auflehnen und dafür gleich welche Verbündete suchen – es kann nach der Lektüre niemanden wundern.

Nicht alle Erzählungen enden so tragisch wie jene vom Sterben der Kamele. Es gibt sogar eine in die Zeit des Ersten

Weltkriegs zurückgehende Schelmengeschichte, in der Deutsche und Engländer, die beide mit viel Geld um die Gunst der Stämme buhlten, gegeneinander ausgespielt werden. Aber dass die Welt, die hier beschrieben wird, von der Auslöschung bedroht ist – dieses Wissen schwingt in jeder Zeile mit. Dabei verherrlicht Jamil Ahmad das raue Leben der Nomaden in den pakistanischen Grenzregionen keineswegs; er unterwirft es aber auch nicht der Checkliste eines hegemonialen Menschenrechtsdiskurses. Tradition, Ehre und Patriarchat bestimmen diese Gesellschaft stärker als der Islam. Doch so gnadenlos der herrschende Ehrenkodex scheint, er ist von vollendeter Transparenz und Verlässlichkeit. Was gut und böse ist, richtig und falsch, jeder weiß es. Das unmissverständliche Ethos, das uns postmodernen Relativisten hier entgegentritt, hat eine geradezu ästhetische Qualität.

Jamil Ahmad schreibt einen einfachen, unpräntösen Stil. Der Reiz besteht in der Erzählperspektive, die genau den richtigen Abstand hält: Noch entfernt genug, um diese untergehende Welt von außen zu sehen; nah genug aber, um diese Distanz nie in eine innere umkippen zu lassen und die Figuren dem Leser zu entfremden, so fremd sie auch sind. Jamil Ahmads Buch, sagen wir daher voraus, wird auch dann noch gelesen werden, wenn an der pakistanischen Grenze irgendwann wieder Frieden herrschen sollte.

---

Jamil Ahmad: *Der Weg des Falken*. Aus dem Englischen von Giovanni und Ditte Bandini. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg, 2013, 188 S., geb., 19,99 Euro.

**STEFAN WEIDNER** ist Chefredakteur von *Fikrun wa Fann/Art&Thought*.

Copyright: Goethe-Institut e. V., *Fikrun wa Fann*, Juni 2013



# IMPRESSUM

ART&THOUGHT / FIKRUN WA FANN  
52. (13.) Jahr,  
Nr. 99 (Nr. 24),  
Juli - Dezember 2013

*Herausgeber:*  
Goethe-Institut e.V.

*Chefredakteur:*  
Stefan Weidner

*Anschrift des Herausgebers:*  
Goethe-Institut e.V.  
Dachauer Str. 122  
D-80637 München  
Deutschland

*Redaktionsbüro:*  
Stefan Weidner  
Art&Thought/Fikrun wa Fann  
Pralat-Otto-Müller-Platz 6  
50670 Köln  
Deutschland

Das Kulturmagazin *Art&Thought* des Goethe-Institut e.V.  
erscheint zweimal jährlich in Englisch, Arabisch (*Fikrun wa Fann*),  
und Persisch (*Andishe va Honar*).

*Gestaltung:*  
Graphicteam Köln Bonn  
Michael Krupp AGD

ISSN 0015-0932

Das Magazin *Art&Thought/Fikrun wa Fann*  
können Sie auch in unserem Goethe-Webshop bestellen:

<http://shop.goethe.de>

[fikrun@goethe.de](mailto:fikrun@goethe.de)

<http://www.goethe.de/fikrun>